ARCHIV
FÜR
KULTURGESCHICHTE

In Verbindung mit
FRITZ WAGNER und ARNO BORST
herausgegeben von
HERBERT GRUNDMANN

42. Band · Heft 3

1960
BÖHLAU VERLAG KÖLN GRAZ

Gedruckt mit Unterstützung
der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Druck der
Aschendorffschen Buchdruckerei
Münster/Westf.

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

Joseph Szövérffy, Köln und Dublin. Hirtenstab-Legende und politischer Rechtsanspruch im 12. Jahrhundert 267

Hans Jürgen Rieckenberg, Zur Biographie des Musiktheoretikers Franco von Köln 280

Gerhard Eis, Zum Leben und Werk des Straßburger Bildhauers Nikolaus Gerhaert 294

Willy Andreas, Dalbergs Wahl zum Koadjutor von Mainz (1787) und die Politik Carl Augusts von Weimar. Ein Beitrag zur Biographie des Herzogs 309

Wolfgang Baumgart, Die historischen Grundlagen des religiösen Volkstheaters und die Erler Passion 335

Miszelle

Johanna Haberl, Severins Grab und die Anfänge Wiens 348

Forschungsbericht

Kaspar Elm, Neue Beiträge zur Geschichte des Augustiner-Eremitenordens im 13. und 14. Jahrhundert 357

Nachruf

Paul Oskar Kristeller, Ludwig Bertalot † 388

Eingesandte Bücher 390

Köln und Dublin

Hirtenstab-Legende und politischer Rechtsanspruch im 12. Jahrhundert

von Joseph Szövérffy

I

Vor einigen Jahren veröffentlichte ich einen kurzen Aufsatz[1] über die Entstehungsgeschichte einer ungewöhnlichen Episode der Patrizius-Legende des Mönches Jocelin von Furness, der mit den ersten anglo-normannischen Eroberern in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nach Irland kam. Die in Frage stehende Episode ist vor Jocelin[2] völlig unbekannt. Sie blieb etwas isoliert innerhalb der reichen und vielfach variierten Patrizius-Tradition Irlands, obwohl sie, wahrscheinlich bald, vielleicht um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts auch ins irische „Buch der Rechte" (*Leabhar na gCeart*)[3] aufgenommen wurde.

Damals ahnte ich nicht, daß man die unmittelbare Vorlage und das Vorbild der Jocelin-Episode bestimmen kann und daß die Vorgeschichte dieser politisch gefärbten Legendenepisode nach Deutschland führen wird.

Kurz wollen wir hier zuerst die betreffende Patrizius-Episode zusammenfassen und ihren Hintergrund sowie auch ihre *raison d'être* näher bestimmen.

Nach Jocelin[4] soll Patrizius auf seinen Bekehrungsreisen auch nach Dublin[5] gekommen sein. Seine Bemühungen, die heidnische Stadt zu bekehren, werden durch unerwartete Umstände erleichtert: Der Sohn des

---

[1] J. Szövérffy, The Anglo-Norman Conquest of Ireland and St. Patrick, in: Repertorium Novum 2 (Dublin 1957—58), S. 6—16.

[2] Vgl. dazu James F. Kenney, The Sources for the Early History of Ireland 1 (New York 1929), S. 18—19, 347—348; Kenney glaubt, Jocelin gehe nicht über die uns hier bekannt gewordenen Quellen hinaus. Jocelins Text abgedruckt bei J. Colgan, Triadis Thaumaturgae seu Divorum Patricii, Columbae et Brigidae ... Acta (Lovanii 1647), Sexta vita: fol. 64—116. Die hier zu besprechenden Abschnitte: fol. 80—81 [= 90—91], Sect. lxxi.; über Jocelin: J. T. G. Gilbert, Jocelin (of Furness), Dictionary of National Biogr. 10 (1908), S. 834—835; vgl. auch: L. Bieler, The Life and Legend of St. Patrick (Dublin 1948), S. 122—123.

[3] Leabhar na gCeart, or the Book of Rights, ed. and tr. by John O'Donovan (Dublin 1847), S. 225—233.

[4] Colgan, aaO., fol. 80f [= 90f].

[5] Über Dublins Entstehung (die Stadt existierte kaum zur Lebenszeit des hl. Patrizius) s. Edmund Curtis, Norse Dublin, in: Dublin Historical Record 4 (1942), S. 96—108; John Ryan, Pre-Norman Dublin, in: JRSAI 79 (1949), S. 64—83.

dortigen Herrschers stirbt plötzlich. Seine junge Schwester ertrinkt am gleichen Tage im Fluß. Der König läßt nun den Apostel der Iren zu sich rufen. Patrizius bringt beide Königskinder ins Leben zurück. Durch das Wunder werden König und Volk zum Christentum bekehrt und sie versprechen dem hl. Patrizius Tribut. Patrizius segnet die Wikingerstadt: *Benedixit ergo senior benedictionibus Jacob patriarchae, benedictionibus Moysi servi Dei... prophetans et precans eos invictos fore et fortunatos, si dictis facta compensarent.*

Diese Geschichte unterscheidet sich von vielen ähnlichen Bekehrungslegenden und Auferstehungswundern der mittelalterlichen Legendendichtung gar nicht. Beim ersten Blick kann man darin kaum etwas Ungewöhnliches entdecken. Da aber Jocelin eine ganz bestimmte politische und kirchenpolitische Tendenz darin verbarg, welche am Anfang des 13. Jahrhunderts immer klarer im Vordergrund der englisch-irischen Auseinandersetzungen stehen wird, lohnt es sich, manche in der obigen Zusammenfassung nicht berücksichtigte Einzelheiten unter die Lupe zu nehmen.

Vor allem muß man Jocelins Einleitung zu dieser Episode sorgfältig überlegen: *Divina providentia labili contulit mundo sollicitudinem scribendi litteras, ut humanum genus, quod morte interveniente non potest in memoria permanere scribendi suffragio, divina vel humana magnalia posteris recoleret temporibus et quasi prae oculis facta in usum revocaret...* Diese Einleitung taucht in zeitgenössischen Chroniken, Legenden und Schriftwerken als Gemeinplatz öfters auf. So lesen wir z. B. im „Tractatus in primum librum fundationis Claustri Sanctae Mariae Virginis in Heinrichau“ [6]: *Quia post diutina temporum curricula et longa posteritatis successione consenescendo facta mortalium oblivionis nebula tenebrescunt, prudenter decretum est libellorum conscriptione ea memoriae commendare...* Jedenfalls muß man hier zwei Umstände betonen: 1) daß man diese und ähnliche Formeln nicht überall, sondern gewöhnlich erst dort verwendet, wo man etwas feierlich hervorheben will; 2) daß Jocelin zu seinem Zwecke eine besonders feierliche Darstellungsform wählt. Er sagt, es sei eben die göttliche Vorsehung, die die Schrift für solche besonders wichtigen Zwecke bestellt habe, wie eben auch die in Frage stehende Patrizius-Episode. Dementsprechend hat Jocelin dieser Episode eine besondere Bedeutung beigemessen, sonst hätte er ihr keine spezielle Einleitung hinzugefügt.

Die Berufung auf die göttliche Vorsehung ist um so verdächtiger, da (wie schon oben festgestellt) Jocelin eben der erste war, der diese neue

[6] Księga Henrykowska ed. Roman Grodecki (Posen 1949), S. 237. Leider haben wir keine bessere Ausgabe zur Verfügung.

Patrizius-Episode in seine Vita aufgenommen hat. Wollte er durch diesen Hinweis auf die göttliche Vorsehung seiner neuen Legendenepisode allgemeine Anerkennung sichern? Aber warum bemühte er sich, ihr einen festen Platz innerhalb der Patrizius-Tradition Irlands zu verschaffen?

Zur obigen Einleitung unserer Legendenepisode gesellt sich auch die folgende Stelle: *Eadem enim mihi memoriae commendenda videntur, qualiter gloriosus vir, Hiberniensis populi Doctor egregius Patricius, dispensandi verbi Dei gratia documentis, signis ac virtutibus, triumphator factus hostis antiqui in conveniendo populos Hiberniae in unum et Reges, ut serviant Domino*[7]. Daß dieser Satz ein Bibelwort enthält, erkennt man sofort. Was ist aber hier in diesem, anscheinend so unschuldigen Satze verborgen? Was Jocelin hier ausspricht, ist nichts weniger als daß Patrizius die Völker und die Könige Irlands vereinigte, um Gott zu dienen. Sind aber die Anglo-Normannen (Jocelins Schützer und Landsleute) nicht mit dem gleichen Vorwande nach Irland gekommen?[8] Wird also mit dieser Beschreibung Patrizius nicht als ihr Vorgänger und Vorläufer hingestellt?

Hier müssen wir die irische Lage zur Zeit Jocelins in wenigen Worten zusammenfassen:

1) Irland war zu dieser Zeit (ebenso wie im Laufe der vorhergehenden Jahrhunderte) von Kleinkönigen und lokalen Herrschern regiert, deren Herrschaftsbereich häufig mit dem Territorium der monastischen Sonderkirchen zusammenfiel[9]. Weder politisch noch kirchlich konnte man also von einer Einheit sprechen.

2) Im Laufe des 12. Jahrhunderts (schon vor dem Kommen der Anglo-Normannen nach Irland) findet man dort kirchliche Reformbestrebungen, um die irischen Sonderkirchen ans kontinentale Diözesansystem der römischen Kirche anzupassen und die Kirche entsprechend der kontinentalen Tradition neu zu organisieren.

3) Dublin blieb bis 1129 außerhalb der irischen Kirchenorganisation und wurde erst 1152 (Synode von Kells) in sie aufgenommen[10].

4) Dabei war Dublin ursprünglich keine irische Gründung und seine Kirche gehörte eigentlich zur anglo-normannischen[11] bzw. englischen

---

[7] Vgl. dazu Ps. 101, 23.

[8] Goddard Henry Orpen, Ireland under the Normans I—IV (Oxford 1911—1920). Die Bulle *Laudabiliter* daselbst 1, 312—318; vgl. auch Kenney (s. o. Anm. 2), S. 16 ff.

[9] Kenney, S. 289—304, 487 ff.

[10] Aubrey Gwynn, The First Bishops of Dublin, in: Repertorium Novum 1 (Dublin 1956), S. 1, 5, 24.

[11] Ebd., S. 1 ff, 5, 8—9 usw.

Sphäre. Erst 1152 wurde der Erzbischof von Dublin als einer der vier Erzbischöfe Irlands von den Iren anerkannt[12].

5) An der Spitze der irischen Kirchenorganisation stand der jeweilige Erzbischof von Armagh (heute in Nord-Irland), der als Nachfolger des hl. Patrizius („St. Patrick's comharba") galt.

Wir wissen zugleich, daß die Erzbischöfe von Dublin seit dem 13. Jahrhundert ebenfalls Primatsrechte beanspruchten. Man nannte sich in Dublin und in Armagh gleichzeitig „Primas von Irland"; dieser Streit hat sich in der heutigen Benennung verewigt, denn der Erzbischof von Dublin heißt *Primate of Ireland,* der Erzbischof von Armagh dagegen *Primate of All Ireland.* Die Anfänge des offenen Streites fallen auf die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts, und Jocelins neue Erfindung scheint gewissermaßen diesem Streit den Weg geebnet zu haben. Wie es uns scheint, wollte Jocelin eben den Rechtsansprüchen der Dubliner Erzbischöfe eine „geschichtliche" Grundlage schaffen.

Mit anderen Worten: Jocelin wollte mit seiner neuen Legende (Besuch des hl. Patrizius in Dublin, Gründung der Kirche in Dublin) den „apostolischen Charakter" der Dubliner Kirche beweisen. Er wollte zeigen, daß Dublin nicht weniger als Armagh eine Gründung des hl. Patrizius war. Dementsprechend war also auch der Erzbischof von Dublin ein *comharba* des hl. Patrizius und dadurch ebenbürtig mit dem Erzbischof von Armagh. Jocelin konnte aus seiner Legende noch keine formellen Konsequenzen ziehen, da die Primatstellung der Armagher Erzbischöfe eben aus Anlaß der Synode von Kells (1152) auch formell bestätigt wurde. Die Schaffung einer „apostolischen Tradition" für Dublin konnte aber für eine spätere Generation als Sprungbrett dienen. Daß solche Tendenzen im Wachsen waren, zeigt sich bald im Anbruch des 13. Jahrhunderts mit seinen scharfen Streitigkeiten ganz deutlich.

Jocelins Patrizius-Episode enthält aber noch einen weiteren Zug, der sich an ein bestimmtes zeitgenössisches Ereignis knüpft und zugleich auch mit der rheinländisch-deutschen Tradition eine gewisse Beziehung schafft. Wir lesen nämlich noch den folgenden Satz: *Hoc ergo miraculo stupefacti* — es handelt sich hier um die oben erwähnten Totenerweckungen — *... rex totusque suus populus conversi sunt ad Christum et baptizati ad fontem Patricii juxta civitatem ad Austrum, quem ad augendam credentium fidem percutiens terram cum cuspide baculi Jesu fecerat ebullire*[13].

Hier tritt also noch ein stereotypes Legendenmotiv[14] uns entgegen, das doch abermals eine weitgehende Bedeutung hat. Patrizius schlägt mit

[12] Ebd., S. 24—25.
[13] Colgan, aaO., fol. 81 [= 91].
[14] Vgl. dazu: Tom Peete Cross, Motif Index of Early Irish Literature (Bloomington 1952) Motive: D 1277, 1277.1, ferner D 1567 usw.

seinem Stab, der *baculus Jesu* heißt, den Boden und läßt einen Taufbrunnen (eine heilige Quelle) hervorsprudeln, wo er dann Volk und König tauft.

Merkwürdig ist jedenfalls die Bezeichnung des Stabes als *baculus Jesu* oder Christi Stab. Aber eben die Erwähnung dieses Stabes verrät den politischen Hintergrund der von Jocelin geschaffenen neuen Legendenepisode. Hier handelt es sich nämlich um eine Reliquie der Erzbischöfe von Armagh, einen angeblichen Stab des hl. Patrizius. Dieser Stab wurde als Rechtssymbol des Erzbischofs von Armagh, *comharba* des hl. Patrizius, in hoher Ehre bis 1177 in Armagh bewahrt. In jenem Jahre aber (d. h. einige Jahre vor der Abfassungszeit der neuen Patrizius-Legende von Jocelin, die auf 1185/1186 fällt) war dieser Stab in einer Schlacht zwischen den von John de Courcy (Jocelins Schutzherr)[15] geführten Anglo-Normannen und den Iren in die Hand der anglo-normannischen Eroberer gefallen.

Christi Stab wurde sofort von Armagh energisch zurückgefordert. Die Angelegenheit kam aber vor die Synode von Dublin, woran auch der päpstliche Nuntius Vivian teilnahm. Doch fiel die Entscheidung gegen Armagh. Die Bedeutung dieser Tatsache wird von Aubrey Gwynn folgendermaßen erörtert: *The staff of Jesus (Bachall Iosa) which according to an old Irish tradition had been used as a crozier by St. Patrick, was kept in Dublin as a permanent symbol of the Norman victory. This retention of St. Patrick's staff was a clear indication that henceforth the archbishops of Dublin were to be reckoned as rivals to the archbishops of Armagh in their claim to primatial dignity. The Bachall Iosa was in fact kept in Dublin throughout the Middle Ages, and was never brought back to Armagh*[16].

Diese Tatsachen beleuchten genügend die Genesis der neuen Dubliner Episode der Patrizius-Vita von Jocelin. Auch der Anlaß zur Abfassung seiner Legende ist dadurch bestimmt. Jocelin wollte eigentlich — eben mit Hinblick auf die Überführung des *Bachall Iosa* nach Dublin — eine Patrizius-Legende schaffen, durch die die Gründung des Dubliner Bischofsitzes durch den hl. Patrizius (und damit auch der „apostolische Charakter" dieser Gründung) bewiesen wird. Dies ist damals nötig geworden, da diese Überführung des Stabes den möglichen Rechtsansprüchen der Dubliner Erzbischöfe einen Nährboden geschaffen hat; die „Ent-

[15] Aubrey Gwynn, Armagh and Louth in the 12th century, in: Journal of the Armagh Diocesan Historical Society 1, 1 (1954), S. 9.

[16] Aubrey Gwynn, Saint Lawrence O'Toole as Legate in Ireland, in: Analecta Bollandiana 68 (1950), S. 234.

deckung einer alten Tradition" (wie Jocelin seine neue Episode hinstellt) sollte dazu einen weiteren historischen Beitrag liefern. Sein Schweigen über diese vor einigen Jahren vor sich gegangene Überführung macht seinen Text noch verdächtiger. Hätte er keinen Grund dazu gehabt, hätte er diese Ereignisse sicherlich nicht verschwiegen, bei denen eben sein Schutzherr John de Courcy eine bedeutsame Rolle spielte. Normalerweise erwartet man die Hinzufügung einer solche Stelle: „Nun kam aber der *Bachall Iosa* wieder nach Dublin zurück, wo der hl. Patrizius schon ein unvergeßliches, soeben geschildertes Wunder (*miraculum memorabile quod hic narratum fuit*...) damit getan hatte." Doch davon schweigt Jocelin.

II

Ein solcher Versuch, durch eine neue Legende Rechtsansprüche zu schaffen, steht jedenfalls in diesen Jahrhunderten sicherlich nicht isoliert da. Der Fall Jocelins läßt sich sogar, wie mir scheint, aus einem anderen Falle ableiten, wo kirchliche und politische Rechtsansprüche eben mit einer Stab-Legende in Verbindung stehen.

Unsere Ausführungen müssen wir hier mit einem Werk beginnen, das gerade hundert Jahre nach Jocelin entstanden ist. Es handelt sich um das „Memoriale de Praerogativa Imperii Romani" [17]. Der aus Köln stammende Alexander von Roes schrieb dieses Memoriale unter dem Einflusse der bei der Wahl des französischen Papstes Martin IV. (22. Februar 1281) in Viterbo erlebten anti-deutschen Ausbrüche der Franzosen, die auch die Kaiserwürde für sich beanspruchten. Alexanders Werk (und die ihm eingefügte Schrift des Jordanus von Osnabrück, 1251—1283) befaßt sich mit einem Grundgedanken: der Überführung der Kaisermacht zu den Deutschen (*Translatio imperii*), in der er Gottes Willen und eine Forderung der Weltordnung erblickt. In diesem Werke kommt eine besondere Bedeutung der Maternus-(Stab-)Legende zu, die sich an eine angebliche Petrus-Reliquie anknüpft, einen teils in Trier, teils in Köln aufbewahrten Stab Petri [18].

Nach dieser Maternus-Legende soll der auf seinem Missionswege verstorbene hl. Maternus (angeblich Gründer von rheinischen Bistümern und Kirchen) durch den zu seinem Grabe geschickten Stab des hl. Petrus wie-

[17] Alexander von Roes, Schriften, hrsg. v. H. Grundmann und Hermann Heimpel (MGH, Staatsschriften des späteren Mittelalters 1, 1, Stuttgart 1958); ferner: Heinrich Schmidt, Alexander von Roes, in: Die Deutsche Literatur des Mittelalters Verfasserlexikon 5 (Berlin 1955), S. 34—39; H. Grundmann, Über die Schriften des Alexander von Roes, in: Deutsches Archiv 8 (1950), S. 154—237.

[18] Vgl. dazu A. Bigelmair, Maternus, im: Lex. f. Theol. u. Kirche 6, Sp. 1019—1020; G. Allemang, Martial, ebd., Sp. 978; über die Vorlage der Maternus- und anderer Stab-Legenden s. M. Coens, La Vie ancienne de saint Front de Périgueux, in: Analecta Bollandiana 48 (1930), S. 324—360.

der ins Leben zurückgerufen worden sein, wobei er dann den Wunderstab bei sich bewahrte. (Vgl. Petri Stab bei Maternus — Christi Stab bei Patrizius; ob die ältere irische Überlieferung von dem Patrizius-Stab ebenfalls auf eine alte Variante der Maternus-Legende zurückgeht, soll hier dahingestellt bleiben; es ist beim Bestehen von irisch-fränkischen Beziehungen nicht völlig ausgeschlossen). Die uns interessierende Textstelle des Memoriale lautet wie folgt: *Porro cum sanctus Maternus post commissum sibi officium in Colonia moreretur, signo per angelos dato corpus eius translatum est ad civitatem Treverensem. Et baculus sancti Petri, cum quo ipse resuscitatus fuerat, in partes duas est divisus; cuius pars inferior est cum corpore pontificis penes Treverenses, superior vero pars apud Colonenses ea, qua decet, reverentia reservatur. Et hec est causa, quare Romanus episcopus baculum non habet pontificalem, quem utique beatus Petrus spiritu prophetico transmisit ad Germanos*[19].

Wir wissen dabei, daß diese Stablegende verschiedentlich in den Kämpfen der Erzbischöfe von Köln und Trier um ihre Primatstellung eine wesentliche Rolle spielte. Selbst die Erfindung (genauer die Übertragung[20]) dieser Legende hatte ähnliche Zwecke verfolgt wie diejenige Jocelins; so stellte schon Levison fest: „Mit Recht hat man längst auf ein paar Tatsachen hingewiesen... So hat man mit gutem Grunde die Entstehung der Vita mit dem Streben der Trierer Erzbischöfe nach einem Primat über den Umfang der eigenen Kirchenprovinz hinaus in Zusammenhang gebracht... Zuerst hat Erzbischof Theutgaud solche Bestrebungen etwa 852/853 geltend gemacht... Ein Jahrhundert später erkennt der Papst einen Ehrenprimat Triers in Gallien und Germanien 969 geradezu mit der Begründung an, daß Trier vor den übrigen Kirchen Galliens durch Petri Boten das Evangelium empfangen habe; in der gleichen Weise wird mit Hilfe der Vita Eucharii in der falschen Silvesterurkunde ein Primat der Trierer Kirche begründet“[21]. Die apostolischen Anfänge der Kölner Diözese waren durch diese Legende ebenfalls gesichert und die Anwesenheit eines Teiles des angeblichen Petrus-Stabes in Köln hatte diese Tatsache im gleichen Sinne wie in Trier unterstrichen[22]. Nicht weniger interessant ist, daß das *Memoriale* derselben Legende und der Teilung des Stabes zwischen Trier und Köln nicht nur eine kirchenpolitische, sondern auch eine reichspolitische Bedeutung zuschreibt: *In hac igitur*

---

[19] Grundmann-Heimpel, S. 145 f.
[20] s. o. Anm. 18 und ferner Grundmann-Heimpel, S. 13—14; bes. aber: Wilhelm Levison, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit (Düsseldorf 1948), S. 7—27 passim, bes. 9 ff, 22 f.
[21] Levison, S. 22 f.
[22] Ebd., S. 26.

historia quedam sunt literaliter admiranda et quedam figuraliter memoranda. Quid autem dignius est miraculo, quam quod beatus Petrus in Urbe remanens per baculum suum in Germania fratrem mortuum suscitavit et multitudinem gentium huius baculi ministerio ad fidem convertit? Sed quid per Petrum apostolorum principem et fundamentum ecclesie nisi regale sacerdotium intelligimus? Et quid per baculum pastoralem, per quem pastor sustentatur, ovis errans ad ovile reducitur et lupus rapax repellitur, nisi sacrum imperium, id est sacerdotale regnum designatur?[23] In Kapitel 36 daselbst lesen wir weiter: *Hunc itaque baculum beatus Petrus Romanus et Antiochenus episcopus per Eucharium et Valerium transmisit ad Galliam Belgicam, dum Romanus pontifex per manus magnifici Karoli Romanum imperium de Grecis transtulit in Germanos; longe ante quam fieret Petrus spiritu prophetico in sua missione pastoralis baculi hoc fuit designans.*

Huius autem baculi partem inferiorem sed longiorem habet ecclesia Treverensis, superiorem vero et breviorem ecclesia Coloniensis; quia licet civitas Treverensis antiquitate sit longior quam Coloniensis, multo tamen est inferior potestate et merito. Colonia igitur superiorem partem baculi tenet, quia non solum Coloniensis archiepiscopus regem Romanorum eligere, sed electum pre omnibus principibus tenetur et debet consecrare, in hoc precurrens pontificis officium, qui regem electum et consecratum canonice in imperatorem consecrat Romanorum[24]. Endlich in Kapitel 37 faßt Alexander von Roes den Sinn der symbolischen Maternus-(Stab-)Legende fürs praktische Leben und für die Politik folgendermaßen zusammen: *Manifestum est igitur ex predictis omnibus, quod non solum humana sollertia ex necessariis et rationabilibus causis fuit institutum, immo etiam antequam fieret, divina fuit prefiguratione designatum, quod Romanorum imperium in fine seculorum transferri oportuit in Germanos...*[25]

Mit anderen Worten: die Sendung des Petrus-Stabes zum Maternus-Grab zeigte eben die besondere Bevorzugung von Trier und Köln; da Köln bei der Teilung den oberen Teil des Stabes erhalten hatte, gewann Köln dadurch einen Vorrang. Darüber hinaus aber bedeutet die Zusendung von Petri Stab (*transmissio*) zugleich die Überführung der Kaiserwürde (*translatio imperii*) zu den Deutschen.

Die Wichtigkeit dieser Art von Legendenbildung und Legendenauslegung für die Entstehung der Patrizius-Episode bei Jocelin kann nicht geleugnet werden. Doch besteht eine chronologische Schwierigkeit: Alex-

---

[23] Grundmann-Heimpel, S. 146, cap. 36.
[24] Ebd., S. 147.
[25] Ebd., S. 147—148, cap. 37.

ander von Roes schrieb genau hundert Jahre nach Jocelin. Wie könnte also sein Werk als Grundlage für Jocelin in Betracht kommen?

Davon kann aber keine Rede sein. Das Memoriale ist lediglich eine späte Parallelerscheinung, die aber uns symptomatisch erscheint. Interessant ist es vor allem, weil das Memoriale die in der Maternus-Legende vorhandene politische Auslegungsmöglichkeit vollständig herausbrachte, die gleiche Möglichkeit, welche Jocelin (mutatis mutandis) eben im irischen Bereich — wenn auch unausgesprochen — ebenfalls zur Geltung bringen wollte.

Alexander von Roes hatte aber im 13. Jahrhundert, sogar auch im 12. schon Vorgänger, bei denen der chronologische Einwand im Hinblick auf ihr Verhältnis zu Jocelin außer acht gelassen werden kann. Unter ihnen finden wir vor allem die aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammenden „Trierer Stilübungen", die uns, wenn auch indirekt, doch zum Rheinland zurückführen: „Um 1160 ließen die sogen. ‚Trierer Stilübungen' den Kaiser Friedrich I. an Erzbischof Hillin von Trier schreiben, die Übersendung des Petrus-Stabes sei ein prophetisches Zeichen für Triers führende Stellung in der Gesamtkirche als zweites Rom, ja notfalls an Stelle der Papststadt" [26]. Auch wenn diese Stilübungen „nicht die Übertragung des Primats zum Hauptinhalt haben und nicht in Trier entstanden sind" [27], ist hier die Stablegende (und ihre rheinische Grundlage) nicht wenig in den Vordergrund geschoben. Die Trierer Stilübungen, unter denen vor allem der erste Brief besonders in Betracht kommen kann [28], waren nicht die einzigen Zeugnisse des 12. Jahrhunderts, in denen diese rheinische Legende mit gewissen Konsequenzen für Triers und noch mehr Kölns Stellung mit einer bestimmten Tendenz zitiert wird. So können wir also ruhig behaupten, daß keine chronologischen Schwierigkeiten einer Verbindung der rheinländischen Stab-Legende mit der Patrizius-Episode Jocelins im Wege stehen. Wie konnte aber Jocelins Patrizius-Legende von einer kontinental-rheinländischen Tradition beeinflußt werden? Geographisch liegen Köln und Irland für eine solche Annahme zu weit voneinander entfernt.

III

Allgemein gesprochen konnten mittelalterliche Legenden auf vielerlei Wegen eine weite Verbreitung finden. Wir finden hier jedoch einen viel spezifischeren Grund für die Annahme direkter Berührungen.

---

[26] Ebd., S. 14.
[27] Norbert Höing, Trierer Stilübungen, in: Archiv f. Diplomatik 1 (1955). S. 301.
[28] Ebd., S. 321 (Brief I, Nr. 7).

Zuerst müssen wir aber auf einen oben schon angedeuteten Punkt nochmals zurückgreifen. Wie gesagt, gehört Jocelin zu einem politisch stark interessierten Kreis, was auch durch seine Beziehung zum Normannen-Führer John de Courcy deutlich wird. So liegt es also nahe, daß seine Legendenepisode nicht nur eine kirchenpolitische, sondern auch eine gewisse politische Bedeutung hatte. Dabei hängt die Primatfrage Dublins mit der damaligen politischen Konstellation Irlands aufs engste zusammen. Die Überführung der Primatsgewalt der irischen Kirche von Armagh nach Dublin hätte nämlich auch direkte und hochpolitische Folgen, da Dublin damals schon fest in die anglo-normannische Einflußsphäre eingebaut war; an dieser Tatsache ändert auch der Umstand nichts, daß zu Jocelins Zeit ein starker irischer Prälat, St. Lawrance O'Toole[29], den Sitz von Dublin innehatte. Die Zähigkeit, mit welcher die Politik der Einsetzung den Anglo-Normannen gefügiger Prälaten in den folgenden Jahrzehnten eben von anglo-normannischer Seite betrieben wurde, unterstreicht die Richtigkeit dieser Annahme.

Dabei müssen wir ebenfalls in Betracht ziehen, daß Jocelin selbst kein Ire war, sondern erst mit den Anglo-Normannen aus England nach Irland kam. So muß man die Quelle des vermutlichen Einflusses auf Jocelins Werk nicht in den irisch-deutschen, sondern in den deutsch-englischen Beziehungen dieser Zeit suchen. Zweifellos bestanden solche Beziehungen schon seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts vor allem zwischen Köln und dem englischen Herrscherhaus. Karl Wand hat die Einzelheiten dieser Beziehungen vor kurzem untersucht[30]. Wand betont, daß die Beziehungen zwischen Köln und England zweifacher Art waren: „Die Beziehungen zwischen Köln und England im Mittelalter waren zum ersten wirtschaftlicher Natur, zum anderen nahmen sie unabhängig vom Handelsinteresse der Kölner Kaufleute schon früh hochpolitischen Charakter an: England wurde der Bundesgenosse der Erzbischöfe von Köln im Kampf um die Landesherrschaft“[31]. Gerade um die Zeit der Entstehung der sogenannten „Trierer Stilübungen“ werden auf dem Reichstag von Northampton Kölner Kaufleute erwähnt, die König Heinrich II. von England in seinen besonderen Schutz nimmt[32]. Die politischen Beziehungen zwischen dem englischen Herrscherhaus und Köln waren von dauerndem Charakter und für Köln besonders vorteilhaft: „Mit Hilfe Englands

[29] Gwynn, O'Toole (s. o. Anm. 16).
[30] K. Wand, Die Englandpolitik der Stadt Köln und ihrer Erzbischöfe im 12. und 13. Jahrhundert, in: Aus Mittelalter und Neuzeit, Gerhard Kallen zum 70. Geburtstag dargebracht... hrsg. J. Engel und H. M. Klinkenberg (Bonn 1957), S. 77—95.
[31] Ebd., S. 77.
[32] Ebd., S. 77 f.

hatten die Kölner Erzbischöfe ihr Territorium zur stärksten Partikularmacht im Reiche erhoben" [33].

Solche politischen Beziehungen setzen die gegenseitige Kenntnis von Problemen und Aspirationen voraus. So dürfen wir ohne weiteres auch die Kenntnis der Kölner und rheinländischen Maternus-(Stab-)Legende in den englischen politischen Kreisen voraussetzen. Hier entdecken wir also diejenige Quelle, welche Jocelin die rheinländische Stab-Legende zusammen mit ihrer politischen Bedeutung zugänglich machen konnte. Allem Anschein nach wurde Jocelin unter dem Einfluß der aus der rheinländischen Maternus-Legende gezogenen kirchlich-politischen Lehren zur Schaffung seiner Legende veranlaßt. Er hat seine Arbeit mit Umsicht und meisterhaft durchgeführt. Er erkannte, daß eine grobe, unveränderte Übernahme der Maternus-Legende mehr schaden als nützen konnte. So übernimmt er allein die allgemeine Tendenz der Maternus-Legende, wobei er versucht, der von den Anglo-Normannen beherrschten Dubliner Kirche einen „apostolischen" Charakter zu verleihen, indem er sie als eine Gründung des hl. Patrizius hinstellt. Damit kann er Dublin eine mit Armagh ebenbürtige Stellung im Rahmen der irischen (National)-Kirche einräumen. Ohne den Sieg des John de Courcy zu erwähnen oder darauf irgendwie hinzuweisen, knüpft er seine neue Legende über Dublins Gründungsgeschichte an dieses zeitgenössische Ereignis (die Erbeutung des *Bachall Iosa* und seine Zurückhaltung in Dublin) sehr geschickt an, indem er in seiner Erfindung auf den *Bachall Iosa* hinweist. Dies ist ein feiner Hinweis auf die Tatsache, daß dieser jetzt in den Besitz der Dubliner Kirche kam, ohne aber davon direkt und offen zu reden. Ja es ist eine Art von Begründung dieses Umstandes: der *comharba* (Nachfolger) des hl. Patrizius in Dublin hat ebensoviel Recht auf diesen Stab, wie der *comharba* in Armagh, besonders da Patrizius diesen Stab (nach der Formulierung der rheinländischen Tradition möchte man hier fast die Worte *spiritu prophetico* hinzufügen) schon bei seinen Wundertaten in Dublin benutzte.

Dabei gebrauchte er allgemeine, stereotype und teils auch einheimische Legendenmotive bei der Schaffung seiner neuen (tendenziösen) Legende: Totenerweckungswunder, die wunderbare Herkunft des Dubliner Patrizius-Brunnens usw. Oder hat ihn die Maternus-Legende auch bei der Einfügung der Totenerweckungen inspiriert? Es ist schwer zu sagen.

Jocelins Zielsetzungen konnten bis zu einem gewissen Grade verwirklicht werden: seine Legende gehörte zu den beliebtesten Patrizius-Viten

[33] Ebd., S. 95.

des irischen Mittelalters[34]. Seine Legende diente als ein Beweis der „apostolischen" Herkunft der Dubliner Diözese. Der Kampf um die Primatstellung wurde in Irland seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts immer schärfer. Wie gut Jocelin seine Rolle spielte, sieht man daraus, daß der Bearbeiter des irischen „Buches der Rechte" (siehe oben) seine Legende ahnungslos in diese typisch irische Sammlung aufzunehmen wagte. Damit verstärkte er unwillkürlich die Wirkung der Jocelin-Episode, ungeachtet der Tatsache, daß diese Episode in der biographischen Literatur Irlands und in den früheren irischen Patrizius-Viten vor Jocelin völlig unbekannt war. Wie geschickt Jocelin war, kann man auch daraus ersehen, daß er sogar die modernen Forscher irreführen konnte, so daß man ohne Bedenken behauptete, Jocelin habe diese Episode aus dem „Buche der Rechte" übernommen, und nicht umgekehrt. Dabei hat man übersehen, daß diese Episode ins „Buch der Rechte" kaum hineinpaßt, dagegen kann sie bei Jocelin mit politischen Gründen wohl erklärt werden.

Kurz zusammengefaßt können wir sagen, daß eine anglo-normannische Patrizius-Vita in Irland um 1185/86 eben in einem politisch gefärbten Kreis entsteht, welcher in Irlands politisches und kirchliches Leben tief einzugreifen berufen ist. In dieser neuen Legende finden wir eine Episode, die bisher völlig unbekannt war, welche aber damals die Stellung der Dubliner Kirche innerhalb der irischen Kirchenorganisation zu verstärken imstande war. Da diese neue Legendenepisode auch den Patrizius-Stab berücksichtigt, kann man die Fäden ihrer Vorgeschichte zur verbreiteten rheinländischen Maternus-Legende zurückführen, welche ebenfalls politisch und kirchenpolitisch ausgebeutet wurde. Die Beziehungen zwischen der anglo-normannischen und der rheinländischen Legende sind durch die oben angedeuteten englisch-kölnischen politischen Verbindungen noch wahrscheinlicher gemacht. Die Kämpfe des 13. Jahrhunderts um Dublins bzw. Armaghs Primatstellung unterstreichen die Richtigkeit dieser Annahme[35].

---

[34] Kenney (s. o. Anm. 2), S. 347 f.

[35] Zu weiteren Zusammenhängen dieser Fragen: Werner Goez, Translatio imperii. Ein Beitrag zur Geschichte des Geschichtsdenkens und der politischen Theorie im Mittelalter und in der frühen Neuzeit (Tübingen 1958), ferner zur Frage des Stabes als Herrschaftszeichen: P. E. Schramm, Herrschaftszeichen und Staatssymbolik I (Stuttgart 1954), S. 16: Langstab bei Karl dem Großen und seinen Nachfolgern; auch K. v. Amira, Der Stab in der germanischen Rechtssymbolik (Abhandlungen der Bayer. Akademie der Wiss., Phil. Hist. Kl. 25, 1911). Stab als Symbol in der Liturgie: L. Mayer, Altchristliche Liturgie und Germanentum, in: Jahrbuch f. Liturgiewissenschaft 5 (1925), S. 86. — H. Grundmann macht mich darauf aufmerksam, daß auch die Beziehungen der Welfen (Heinrichs des Löwen) einerseits zu Köln, andererseits zu England (Heinrich II.) vermittelnd gewirkt haben konnten.

Oft wird man beim Studium der Entstehungsgeschichte mittelalterlicher Legenden auf Fälle aufmerksam, wo die Legende eines bestimmten Heiligen auf andere mehr oder weniger unverändert und leicht erkennbar übertragen wird. Manche solche Fälle sind aus technischen, andere aus stoffgeschichtlichen, andere wiederum aus literarischen oder gar stilistischen Gründen interessant. Wir finden aber, daß solche Fälle wie der obige, wo versteckte Faktoren und latente Tendenzen des mittelalterlichen Geisteslebens durch die Untersuchung solcher Übernahmen ermittelt werden können, viel interessanter sind. In solchen Fällen kann man nämlich nicht nur die rein mechanische Anwendung von Motiven, literarischen Zügen und Traditionselementen, sondern auch das Schalten und Walten des beweglichen, sich an die Umstände anpassenden Menschengeistes beobachten.

Zur Biographie des Musiktheoretikers Franco von Köln

von Hans Jürgen Rieckenberg

Einer der bedeutendsten Musiktheoretiker des Mittelalters ist Franco von Köln[1]. Ihm ist es zu danken, daß mit Texten versehene Melodien in einer gewollten Rhythmik eindeutig aufgezeichnet werden können. Seine „Ars cantus mensurabilis", die man aus musikhistorischen Gründen in die Mitte des 13. Jahrhunderts datiert, ist augenscheinlich viel benutzt worden und noch jetzt in sechs Handschriften überliefert[2]. Schon von dem gelehrten Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien wurde sie in seinen „Scriptores ecclesiastici de Musica Sacra" (St. Blasien 1784) herausgegeben. So viel dieses Lehrbuch — um ein solches handelt es sich zweifellos — beachtet und so oft es zitiert, auch Francos Name genannt wurde, so wenig wissen wir doch bisher über ihn selbst. Daß er ein Deutscher war, in Köln gewirkt und den Magistertitel geführt hat, bezeugt die wiederholte Bezeichnung *Franco teutonicus* bei Jacobus von Lüttich und *magister Franco de Colonia* im sogen. Anonymus IV[3]. Überliefert ist weiter, daß er auch selbst komponiert hat, doch ist es noch nicht gelungen, ihm eine Komposition mit Sicherheit zuzuschreiben. In einem „Compendium discantus" bezeichnet sich ein *Franco de Colonia*

---

[1] H. Besseler, Franco von Köln, in: Musik in Geschichte und Gegenwart 4 (1955), Sp. 688 ff. Dort Bericht über jetzigen Stand der Forschung zum Leben Francos; dazu ders. im Artikel „Ars antiqua", ebd. 1 (1949/51), Sp. 679—97.

[2] Vgl. darüber zuletzt G. Gennrich, Magistri Franconis ars cantus mensurabilis, in: Musikwiss. Studienbibl. 15/16 (1957) mit Faksimilie der Handschriften Mailand Ambrosiana D. 5 inf. (fol. 110—118) und St. Dié, Bibliothèque Municipale 42 (fol. 43r—53v). Eine neue, kritische Ausgabe des Traktates von H. Besseler wird angekündigt in: Scriptorium, Revue internationale des études relatives aux manuscrits 11 (1957). E. de Coussemaker, der ihn herausgab in „Scriptorum de Musica Medii Aevi nova series a Gerbertina altera" 1 (Paris 1864), S. 117—36, benutzte außer den beiden oben genannten Handschriften noch Paris, Bibliothèque Nationale, fonds lat. 11 267 (fol. 1r—7v). Über das Verhältnis der Handschriften zueinander besteht noch Unklarheit. Es ist nicht das Ziel unserer Untersuchung, dieses zu klären, sondern wir beschränken uns auf den Versuch, mit Hilfe der dürftigen Angaben über Franco sein Leben nachzuzeichnen, als Vorstudie zum Artikel Franco im 5. Band der Neuen Deutschen Biographie, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

[3] Vgl. Besseler, in: Musik in Gesch. u. Gegenwart 4.

als Verfasser[4]; die musikgeschichtliche Forschung bezweifelt aber bisher die Identität der beiden Franco von Köln, als könnte nicht derselbe Verfasser die „Ars cantus mensurabilis" und jenes „Compendium discantus" geschrieben haben. Wir kommen auf diese Frage noch zurück.

Ob Francos Magistertitel an einer Universität erworben wurde — dafür käme im 13. Jahrhundert am ehesten Paris in Frage, das auch für die Musikpflege dieser Zeit maßgeblich war —, ist bisher ungewiß. Nicht jeder „Magister" in der Mitte des 13. Jahrhunderts verdankt diesen Titel einem Universitätsstudium. Da aber die Mailänder Handschrift der „Ars cantus mensurabilis" — allerdings erst im 15. Jahrhundert geschrieben — von *Franco Parisiensis* spricht, nimmt man allgemein an, daß Franco diesen Traktat in Paris geschrieben habe.

Nur die Handschrift von St. Dié enthält über das schon Gesagte hinaus noch die Eintragung: *Explicit magna ars mensurabilis musyce Reverendi viri cuiusdam domini Franconis, Capellani domini pape necnon preceptoris domus Coloniensium hospitalis sancti Johannis ierosolimitani. Amen*[5]. Eine erstaunliche, in sich scheinbar widerspruchsvolle Mitteilung: Franco wäre demnach Kaplan des Papstes und zugleich Präzeptor des Kölner Hauses der Johanniter gewesen, Geistlicher und Mitglied eines Ritterordens. Diese Angabe bedarf der Prüfung.

Die Handschrift ist auf Grund des Schriftcharakters zweifellos dem 14. Jahrhundert zuzuweisen, wie schon Coussemaker[6] richtig festgestellt hat, und zwar eher der ersten als der zweiten Hälfte. Die Schrift weist nach Deutschland, nicht nach Frankreich; hierauf hat ebenfalls schon Coussemaker hingewiesen. Außerdem nennt sich ein *frater Jordanus de Blankenborch* als Schreiber der Handschrift, zweifellos ein Deutscher. Er nennt sich noch an zwei weiteren Stellen des Sammelkodex und an allen drei Stellen fügt er deutsche Verse bei[7]. Er stammt also offenbar aus Niederdeutschland, wohin auch sein Name *de Blankenborch* weist. Da sowohl Franco wie auch Jordan von Blankenburg Deutsche waren

[4] De Coussemaker, Script. de Musica 1,154—56; s. u. S. 293.
[5] Vgl. Gennrichs Faksimileausgabe der Handschrift von St. Dié (s. o. Anm. 2).
[6] E. de Coussemaker, Notice sur un manuscrit musical de la Bibliothèque de St. Dié (Paris 1859), S. 5.
[7] So heißt es am Schluß des „Ludicidarium" des Marchetus de Padua (fol. 33r): *in godes namen amen.* Am Schluß der „Ars cantus mensurabilis" (fol. 53v): *Katerina gyf mek moyt.* und am Schluß des Traktats des Johannes de Galandis (fol. 106v): *amor wy grot ys dyn craft. dem sy al zo gut leyf we kennen uns wol* ... Ob auf Grund dieser wenigen Sätze eine genauere Lokalisierung möglich ist, wagen wir nicht zu entscheiden. Der Ortsname Blankenburg hilft uns bei seiner Häufigkeit im niederdeutschen Sprachraum nicht weiter. Da Köln südlich der sog. *maken*-Linie liegt, kann man annehmen, daß Jordan von Blankenburg nicht aus der Stadt stammt, in der Magister Franco gewirkt hat; vgl. A. Bach, Geschichte der deutschen Sprache (1938) Karte 5, S. 131.

und aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Handschrift von St. Dié in Deutschland entstand, verdienen ihre Angaben über Franco umso stärkere Beachtung.

Jordan von Blankenburg scheint an den Musiktheorien seiner Zeit sehr interessiert gewesen zu sein, enthält doch sein Sammelkodex u. a. Traktate der Magister Marchetus de Padua, Johannes de Galandia und Johannes de Muris[8]. Aus diesem sachkundigen Interesse können sich auch die Angaben seines Explicit erklären, die er nicht von sich aus hinzugefügt haben kann, sondern aus älteren Vorlagen übernommen haben muß. Denn da wird Franco als „Präzeptor" des Johanniterhauses in Köln bezeichnet. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurde aber die Bezeichnung Präzeptor für den Leiter des Johanniterhauses in Köln durch *commendator* = Komtur ersetzt — wir kommen noch hierauf zurück. Jordan von Blankenburg gibt demnach eine ältere Überlieferung wieder aus der Zeit, als der Komtur noch Präzeptor hieß, und wir haben daher umso weniger Grund, der auffälligen Nachricht zu mißtrauen, daß Franco päpstlicher Kaplan und zugleich Präzeptor des Johanniterordens in Köln gewesen sei.

Franco kann zu der großen Zahl päpstlicher Kapläne gehört haben, die als auswärtige Kleriker niemals an der Kurie in Rom Dienst getan haben, als einer der vielen Ehrenkapläne, *capellanus honoris*, wie der im 14. Jahrhundert gebräuchliche Titel lautete[9]. Dieses Institut der Ehrenkapläne begann um die Mitte des 13. Jahrhunderts unter Innozenz IV. aufzublühen, aber schon vorher unter Gregor IX. lassen sich enge personelle Beziehungen zwischen der päpstlichen Kapelle und Köln beobachten[10]. Diese Beobachtungen stützen die Mitteilungen Jordans, daß Franco von Köln päpstlicher Kaplan gewesen sei, auch wenn wir ihn in den päpstlichen Urkunden und Registern vergeblich suchen[11].

---

[8] Vgl. De Coussemaker, Notice (s. o. Anm. 6). Die Angaben besonders über die namentlichen Eintragungen des Jordan von Blankenburg verdanke ich der Hilfsbereitschaft des Bibliothekars der Bibliothèque de St. Dié, Monsieur G. Baumont. Ihm sei an dieser Stelle für all seine Unterstützung ausdrücklich Dank gesagt. Bisher ist es nicht gelungen, Näheres über den *frater Jordanus de Blankenborch* zu erfahren. Man könnte an den Augustiner-Eremiten Jordan von Sachsen (oder Quedlinburg) denken, aber aus seinem uns bekannten Werk geht nicht hervor, daß er sich mit Musik befaßt hat; vgl. Jordani de Saxonia, Liber Vitasfratum, hrsg. v. R. Arbesmann O.S.A. und W. Hümpfner O.S.A. (New York 1943).

[9] R. Elze, Die päpstliche Kapelle im 12. und 13. Jahrhundert, in: Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte 67, Kan. Abteilung 36 (1950), bes. S. 187—94.

[10] H. Baier, Päpstliche Provisionen für niedere Pfründen bis zum Jahre 1304 (1911), S. 26.

[11] Vgl. Baier ebd. Anh. I und II.

Die Mitgliedschaft in der päpstlichen Kapelle bedingt allerdings, daß Franco Geistlicher gewesen ist[12], aber von der bischöflichen Gerichtsbarkeit befreit und damit aus dem zahlreichen Klerus der Kölner Kirche herausgehoben war — zweifellos eine sehr erstrebenswerte und bevorzugte Stellung gegenüber den übrigen Geistlichen. Diese Hervorhebung setzt wohl voraus, daß Franco auf Grund entweder seiner Geburt oder seiner Leistung aus der großen Zahl der Kölner Geistlichen hervorragte. Die Annahme liegt nahe, daß er wegen seiner „Ars cantus mensurabilis" schon zu Lebzeiten angesehen und bekannt war und daß er päpstlicher Kaplan durch die Vermittlung des Kölner Erzbischofs Konrad von Hochstaden wurde, der in den 40er Jahren als Führer der Opposition gegen Friedrich II. der Verbündete des Papstes war[13]; sein Neffe Heinrich von Vianden erhielt 1248 ebenfalls diese Auszeichnung[14]. Francos geistlicher Stand schließt natürlich aus, daß er rittermäßig gelebt hat, wie man es vielleicht von einem Präzeptor des Johanniterordens erwartet. Es gab jedoch damals in Deutschland Priesterkommenden des Johanniterordens[15], also Ordenshäuser, denen vor allem Priester angehörten. Und zwar haben wir es bei Priestern solcher Kommenden mit Weltpriestern zu tun[16]. In einer solchen Gemeinschaft konnte auch der Leiter selbst Priester sein[17], während dies in einer Genossenschaft von Rittern schwerlich vorstellbar ist. Jordan von Blankenburg spricht daher mit vollem Recht von einem *reverendus vir dominus Franco.*

Stimmen nun diese aus dem Explicit der Handschrift von St. Dié erschlossenen Feststellungen oder Vermutungen, daß der *Magister Franco de Colonia,* Verfasser der „Ars cantus mensurabilis", Priester, päpstlicher Kaplan und Präzeptor des Johanniterhauses in Köln gewesen sei, mit dem

---

[12] H. E. Feine, Kirchl. Rechtsgeschichte 1 (3. Aufl. 1955), S. 285 f., vgl. Elze, a. a. O.

[13] H. Cardauns, in: ADB 16 (1882); Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, hrsg. von R. Knipping 3 (1909), nr. 907—2180.

[14] Reg. Inn. IV. nr. 3517.

[15] E. L. Wedekind, Geschichte des ritterlichen St. Johannordens (1853), bes. S. 59; S. Reicke, Das deutsche Spital und sein Recht im Mittelalter (2 Bände 1932), bes. 1, S. 108. Es fehlt eine Geschichte des Johanniterordens in Deutschland, vgl. M. Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche 1 (3. Aufl. 1933), S. 615 ff.

[16] I. Delaville le Roulx, Cartulaire général de l'Ordre des Hospitaliers de S. Jean de Jérusalem (4 Bde. Paris 1894—1906), 2, nr. 2572 Zeugen: unter anderen Angehörigen des Ordens *frater Heinricus plebanus in Werbin;* H. Unkelbach, Die Anfänge des Johanniterordens in der Rheinprovinz (Diss. Bonn 1926), S. 17. 1271 werden unter den Zeugen die Johanniter von Duisburg genannt, u. a. Gerhard und Johannes, Priester und Pfarrer *(plebani)* an St. Marien (Kirche des Ordens in Duisburg); vgl. auch ders., S. 19 Anm. 19.

[17] Vgl. Delaville le Roulx 3, nr. 3786: *Lupertus comendator plebanus* (von Steinfurt).

überein, was wir über den Orden und über seine Kommende St. Johannis und Cordula in Köln wissen? [18] Tatsächlich handelt es sich dabei (wie auch beispielsweise im benachbarten Aachen) um eine Priesterkommende [19]. Damit sind wohl die letzten Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Angaben Jordans von Blankenburg und die Unsicherheit darüber beseitigt, welchem Stande Franco angehörte. Über seinen Geburtsstand sagt diese Feststellung natürlich nichts aus. Über seine Lebensweise läßt sich nur sagen, daß er als Johanniter in vielem nach den Vorschriften der Augustinerregel lebte, aber nicht zu einer *vita communis* verpflichtet war. Daher wohnte beispielsweise um 1270 der Bruder Gerhard von Sandkaul in Häusern, die an das Johanniterhaus angrenzten, also nicht im Ordenshause selbst [20]. Ebenso durfte Franco nach der Augustinerregel Privatbesitz haben; schenkte doch der Kölner Komtur Hermann von Mainz dem Orden ein Haus zur Stiftung einer Memorie für sich und seine Freunde [21]. In diesen Punkten glich der Johanniterorden mehr den Domkapiteln und den zahlreichen Chorherrnstiften als den eigentlichen Mönchsorden.

In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurden nebeneinander die Bezeichnung *preceptor* und *commendator*, vereinzelt auch *magister domus* gebraucht für den Leiter eines Hauses [22], ohne daß sich erkennen läßt, weshalb jeweils der Ausdruck Präzeptor oder Komtur gewählt wurde. Die Johanniter bevorzugten anfänglich — wenn wir recht sehen — den Ausdruck Präzeptor, erst etwa seit der Mitte des Jahrhunderts wurde bei ihnen Präzeptor zugunsten von Komtur für den Leiter eines Hauses ganz verdrängt; Präzeptor wurde nur noch der Leiter einer Ordensprovinz genannt [23]. Der *preceptor Franco* muß also vor diesem Zeitpunkt im

---

[18] Unkelbach (s. Anm. 16), S. 49—69.

[19] Wedekind (s. Anm. 15), S. 59, für Aachen vgl. auch Unkelbach, S. 71. Wir haben den Eindruck, daß die frühen Ordenskommenden am Niederrhein von Priestern geleitet worden sind, so Duisburg, Walsum, Burg usw., vgl. Unkelbach.

[20] Unkelbach, S. 55 f.

[21] Ebd., S. 58.

[22] Reicke (s. Anm. 15) 2, S. 41.

[23] A. F. Riedel, Codex diplomaticus Brandenburgensis I, 6 (1846) nr. 10: 1244 *Udo commendator in Werben.* Delaville le Roulx 2, nr. 2572: 1251 *frater Bernardus commendator in Steinvorde, frater Cesarius commendator in Werbin ... frater Heinricus commendator in Mirowe.* Ebd., nr. 2610: 1252/53 Innocenz IV. an *preceptoriis Hospitalis sancti Johannis Hierolymitani in Hispania et commendatori et fratribus domus de Curavia...* Ebd. 2, nr. 2937: 1260 *frater Erwin commendator* in Burg. A. F. Riedel I, 6 nr. 14: 1263 unter den Zeugen *Winricus commendator in Werben.* Ebd. nr. 15: 1264 als Zeugen *frater Winricus et frater Ulricus commendatores* in Werben. Th. J. Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins 2 (1846) nr. 989 zu 1298: *frater Hermannus de Maguntia, magister et preceptor domorum hospitalis s. Johannis Jherosolimitani in Treveri et per partes Alimanie inferioris ...* Zeugen: *frater Gerardus de Juliaco doctor decretorum commendator in Mechelis, frater Johan-*

Kölner Ordenshause gewirkt haben. Am 15. Mai 1260 und am 13. Januar 1261 (nicht erst 1267, wie Besseler meint) wird ein Komtur Cesarius als Vorsteher des Kölner Hauses bezeugt[24]. Bei der Seltenheit des Namens Cesarius kann kaum ein Zweifel darüber bestehen — wie schon Unkelbach erkannt hat[25] — daß der 1260/61 als Komtur genannte Cesarius identisch ist mit jenem *frater* gleichen Namens, der 1251 als Zeuge genannt wird, gemeinsam mit dem damaligen Präzeptor Konrad des Kölner Hauses und einem *frater Gheldolphus*, in einer Urkunde, die Clemens, Großpräzeptor für Alemannien, Böhmen, Mähren und Polen, damals anläßlich eines Generalkapitels in Köln weilend, für Herzog Otto II. von Geldern ausstellte[26]. Die *fratres Cesarius* und *Gheldolphus* müssen also 1251 schon im Kölner Hause Ansehen und Bedeutung gehabt haben. Als weitere Zeugen werden in der Urkunde angeführt: Albertus Magnus, der Franziskaner Gerhard, genannt Heymo, Propst Otto von Aachen, Dekan Engelbert von Utrecht, Arnold von Dist und Rutger von Bronchorst. Ein *frater Franco* aber wird hier nicht genannt. Es ist schon deshalb schwer vorstellbar, daß er zwischen 1251 und 1260, zwischen dem Präzeptor Konrad und dem Komtur Cesar, die Würde des Präzeptors des Kölner Hauses bekleidet haben soll. In dieser Annahme werden wir noch bestärkt, wenn wir uns vergegenwärtigen, was wir über die weitere Tätigkeit der beiden Ordensbrüder Cesar und Gheldolph erfahren. Schon Unkelbach hat darauf hingewiesen, daß Gheldolph 1252 und 1255 als Prior des Ordens in Polen erscheint[27]. Übersehen wurde aber bisher, daß noch im Jahre 1251 am 17. Oktober ein *frater Cesarius* als Komtur von Werben genannt wird und zwar als Zeuge gemeinsam mit den Komturen Bernhard von Steinfurt und Heinrich von Mirow[28]. In diesem *frater Cesarius* wird man sicherlich unseren Kölner Johanniter gleichen Namens sehen dürfen, zu-

---

nes de Edelwelt commendator in Novo castro, frater Johannes de Soling commendator in Walsem et frater Gerardus de Dussele commendator in Horst. Vgl. auch Anm. 24 u. J. v. Pflugk-Hartung, Die Anfänge des Johanniter-Ordens in Deutschland (1899), S. 27 f.

[24] Delaville le Roulx 2 nr. 2957: 1260 als Zeugen *Bernardo commendatore de Steinvordia,Cesario commendatore de Colonia et Alberone commendatore de Lage;* Th. J. Lacomblet 2 nr. 499: *Nos frater Theodericus de Vrislenheim vicem gerens in partibus inferioribus fratris Henrici preceptoris domorum hospitalis Jerosolimitani per Alemaniam ...* 1261 Zeugen: *frater Cesarius commendator in Colonia, et frater Erwinus commendator in novo castro ... cum sigillis predictorum commendatorum in Colonia et in castro ...;* Th. J. Lacomblet, 2, 569: 1266 *frater Henricus dictus de Lurrenberg tunc commendator dicte domus hospitalis in Colonia.*

[25] Unkelbach, S. 54.

[26] Ebd., S. 54; vgl. auch Delaville le Roulx 4, Register.

[27] Ebd. 2, nr. 2611, 2713; vgl. Unkelbach, S. 53.

[28] Delaville le Roulx 2, nr. 2572.

mal es ja sehr unwahrscheinlich ist, daß es innerhalb der gleichen Ordensprovinz in einem Zeitraum von nicht ganz zehn Jahren zwei Komture mit dem ziemlich seltenen Namen Cesarius gegeben haben soll. Es ist durchaus denkbar, daß sowohl Gheldolph wie auch Cesarius ihre neuen Ämter auf dem Kölner Generalkapitel von 1251 übertragen erhielten; sowohl die spätere Ordensballei Brandenburg wie auch Polen gehörten zur deutschen Ordensprovinz. Am 27. Juni 1252 verkaufte nun das Ordenskapitel, das sich wiederum unter der Leitung des Großpräzeptors Clemens in Köln versammelte, Besitzungen in der Diözese Ratzeburg mit dem Rat des Bruders Gheldolph, Prior von Polen, der Brüder Thi Salachini, Ulrich von Werben, H. von Mirow und B. von Steinfurt[29]. Daß es sich bei H. von Mirow und B. von Steinfurt um die beiden oben genannten Komture Heinrich und Bernhard handelt, bedarf wohl keines Beweises. Der Bruder Thi Salachini wird in der gleichen Zeit als Leiter des Hauses in Posen bezeugt[30]. Es kann daher kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß in dem nach Thi Salachini und vor den beiden Komturen Bernard und Heinrich genannten Ulrich von Werben der Leiter des Hauses in Werben zu sehen ist. Diese Annahme ist um so berechtigter, als wir 1264 tatsächlich in Werben einen Komtur Ulrich finden[31]. Das besagt aber, daß Cesarius schon 1252 nicht mehr Komtur in Werben war, und da wir ihn 1260 wieder als solchen im Kölner Hause antreffen, muß er dorthin zurückgekehrt und wahrscheinlich schon vor dem 27. Juni 1252 Komtur in Köln geworden sein[32]. Damit entfällt wohl jede Möglichkeit, den *preceptor Franco* zwischen den *preceptor Conradus* von 1251 und den *commendator Cesarius* (für Köln 1260 bezeugt) einzuschieben. Es bleibt jetzt nur die Wahl, den Präzeptor Franco entweder vor den Präzeptor Konrad oder zwischen den Komtur Cesar und dem Komtur Heinrich von Lurrenbach (bezeugt 1266) in die Reihe der Leiter des Kölner Hauses einzuordnen. Da aber nach 1258 für den Leiter des Kölner Hauses die Bezeichnung Komtur geläufig wird[33], ein Beleg für Präzeptor nach diesem Zeitpunkt nicht bekannt ist, muß der Präzeptor Franco dieses Amt wohl vor 1251 bekleidet haben, vermutlich auch vor diesem Zeitpunkt gestorben sein.

---

[29] Ebd., nr. 2611.
[30] Unkelbach, S. 53.
[31] Riedel, Cod. dipl. Brandenb. I, 6 n. 14.
[32] Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Cesarius als Kölner Komtur 1260 gemeinsam mit dem gleichen Komtur Bernhard von Steinfurt als Zeuge auftritt, mit dem er auch 1251 als Komtur von Werben genannt wird, s. Delaville le Roulx 2, nr. 2572 und 2957.
[33] 1258 ist in einer Urkunde der Johanniter in Nymwegen von dem Komtur in Köln die Rede, leider ohne Nennung des Namens, s. Lacomblet 2, nr. 455. Heinrich von Lurrenberg wird 1266 ebenfalls Komtur genannt, s. o. Anm. 24. Eine Zusammenstellung der Kölner Komture bei Unkelbach, S. 59f.

So weit wir nämlich sehen, gab es keine begrenzte Amtszeit für den Vorsteher eines Hauses der Johanniter[34]. Wenn sich der Präzeptor kein Verschulden zukommen ließ, bekleidete er dieses Amt wohl bis zu seinem Tode, falls er nicht in ein höheres berufen wurde oder in gleicher Amtsstellung in ein anderes Haus überwechselte. Das ist für Franco nicht bezeugt; er wäre schwerlich *de Colonia* genannt worden, wenn er nur vorübergehend in Köln tätig gewesen wäre.

Doch wie läßt sich diese unsere Anahme, daß *magister Franco de Colonia* vor 1251 Präzeptor des Kölner Hauses war, mit der Geschichte des Ordens und des Hauses in Einklang bringen? Um 1250 wurde zweifellos das Deutzer Haus nach Köln verlegt[35]. Diese Tatsache schließt aber nicht aus, daß der Orden auch schon vor diesem Zeitpunkt ein Haus in Köln besessen hat. In der Tat läßt sich spätestens 1237 ein solches in der Schildergasse nachweisen, worauf schon Hermann Keussen, einer der besten Kenner der Topographie der Stadt Köln, mit Recht hingewiesen hat[36]. Als Folge der Schenkung des Henricus de Hasta wurde das Haus in die Nähe von St. Kunibert in die Straße verlegt, die von dem Orden noch im 13. Jahrhundert den Namen Johannisstraße erhielt. Um 1250 war ganz augenscheinlich mit der Verlegung des Hauses von Deutz nach Köln eine Vereinigung der beiden Häuser verbunden; vielleicht hängt damit auch die zweimalige Anwesenheit des Großpräzeptors Clemens 1251 und 1252 in Köln zusammen.

Seit 1250 blühte das Kölner Haus auf. Zahlreiche Schenkungen und Erwerbungen folgten in den nächsten Jahren. Mit Unterstützung des Albertus Magnus, der schon 1251 in der Urkunde des Großpräzeptors Clemens als Zeuge erscheint, wurde ein neues Haus in der Johannisstraße erbaut, ohne daß dabei wohl ein Hospital eingerichtet wurde[37]. Es gibt keinen Hinweis dafür, daß mit diesem Aufblühen des Ordenshauses in Köln unser Magister Franco irgend etwas zu tun gehabt hat. Alles spricht eher dafür, daß er vor 1251 Präzeptor gewesen ist, in einer Zeit, als der Orden in Köln Fuß faßte. Wie langsam und in welch bescheidenem Umfange sich anfänglich der Orden am Niederrhein ausgebreitet hat, zeigt die wiederholt genannte Arbeit von Unkelbach. So finden wir 1231 für

---

[34] Der erste Komtur von Burg, Bruder Erwin, hatte dieses Amt nahezu 30 Jahre lang inne, s. Unkelbach, S. 37. Zeitlich begrenzt war im Johanniter-Orden wohl nur das Amt des Spittlers, s. Reicke (s. o. Anm. 15) 2, S. 43 f.

[35] Unkelbach, S. 52.

[36] H. Keussen, Topographie der Stadt Köln (2 Bde. 1910) 1, 265 aa. Wir halten die Ansicht von Unkelbach, S. 51, Anm. 117 nicht für schlüssig, daß das Ordenshaus in Deutz ein solches in Köln ausschließt.

[37] Unkelbach, S. 49—69; Reicke 2, S. 100.

das Haus in Burg nur einen Priester und einen weiteren Bruder bezeugt[38]. Diese geringe Bedeutung, die der Orden vor der Vereinigung der beiden Häuser in Köln besaß, ist vielleicht auch der Grund für die auffällige Tatsache, daß der als Musiktheoretiker berühmte Magister Franco nicht in den Aufzeichnungen des Ordens vorkommt und daß ihn außer Jordan von Blankenburg keine Quelle als Mitglied des Ordens nennt.

Es bleibt aber noch zu untersuchen, ob Franco nicht doch in der Kölner Überlieferung — wenn auch nicht als Präzeptor des Johanniterordens — zu finden ist. Es wäre doch verwunderlich, daß ein Mann seines Ansehens, ein durch seine Zugehörigkeit zur päpstlichen Kapelle aus der Kölner Priesterschaft hervorgehobener Geistlicher in der Stadt-Kölner Überlieferung keine Zeugnisse seines Wirkens hinterlassen haben sollte. Als Verfasser der „Ars cantus mensurabilis" hat er sich einen Namen gemacht. Sein Werk war ein beliebtes Lehrbuch. Aber weder seine Eigenschaft als päpstlicher Kaplan noch als Präzeptor des Kölner Ordenshauses der Johanniter gibt eine Erklärung dafür, warum der Magister ein solches Lehrbuch verfaßt hat. Von ihm sollte man vielmehr erwarten, daß er als Lehrer, als Scholaster an einer Schule tätig gewesen ist und seine Theorien für Lehr- und Lernzwecke niedergeschrieben hat.

Nun läßt sich in den 40er Jahren des 13. Jahrhunderts in Köln eine Persönlichkeit nachweisen, die nach unserer Auffassung alle für den Verfasser der „Ars cantus mensurabilis" geforderten Voraussetzungen erfüllt. Wir meinen den am 23. November 1247 verstorbenen Domscholaster Magister Franco, auf den schon Schrammen hingewiesen hat[39], den Leiter der Domschule, an der natürlich auch Musik als eines der Hauptfächer des Quadrivium-Unterrichts gelehrt wurde. Seit 1243 finden wir diesen Domscholaster Franco wiederholt in Köln bezeugt und zwar, nicht nur in den Urkunden, die Angelegenheiten des Bischofs betreffen[40], sondern auch als Testamentsvollstrecker des Kölner Chorbischofs Dietrich von Randerath[41] und als Zeugen für den Grafen Friedrich, den Bruder des Kölner Erzbischofs Konrad von Hochstaden[42].

Der Domscholaster Magister Franco, der 1247 starb, hat zweifellos von den großartigen Neubauplänen des Erzbischofs Konrad für den Dom

---

[38] Unkelbach, S. 36.
[39] A. Schrammen, Notiz über Franco aus Köln, in: Annalen des Hist. Vereins für den Niederrhein 18 (1867), S. 321—23. Der Ausführung Schrammens über das Todesjahr Francos ist zuzustimmen.
[40] Knipping, Regesten 3, nr. 1095, 1292, 1296.
[41] Lacomblet 2, nr. 314.
[42] Knipping, Regesten 3, nr. 1249.

gewußt[43], deren Ausführungen 1248 begannen, und diese nicht nur gebilligt — so traf er 1247 mit anderen Mitgliedern des Kapitels Bestimmungen wegen des Neubaues des Domes[44] —, sondern sie durch die Stiftung von 100 Mark selbst gefördert[45]. Es mag ein Zufall der Überlieferung sein, daß wir gerade von ihm die erste Schenkung für den Domneubau kennen. Der Domscholaster Franco besaß also nicht nur Ansehen und Vertrauen im Domkapitel und bei der Familie des Erzbischofs Konrad von Hochstaden, sondern er verfügte über ein ansehnliches Vermögen, wie seine Schenkung für den Dombau und die Stiftung zu seinem Gedächtnis zeigen[46]. Sein Verhältnis zu Konrad von Hochstaden muß ausgesprochen gut gewesen sein. Er gehörte zweifellos zu den angesehensten Geistlichen der Stadt und Diözese. Über seine soziale Herkunft vermögen wir nur zu sagen: er kann ebenso adliger wie bürgerlicher Herkunft gewesen sein, da noch im 14. Jahrhundert das Kölner Domstift nicht rein freiherrlich war, sondern daneben sieben bis acht Priesterkanonikate besaß[47].

Die auffällige Tatsache, daß wir vor 1243 nichts von dem Domscholaster Magister Franco hören, auch nicht als Domherr, kann darauf beruhen, daß er vorher von Köln für längere Zeit abwesend war (Studium und Erwerb des Magistergrades in Paris?) oder aber, daß er zufällig nicht genannt wird. Im Hinblick auf den von der Musikforschung angenommenen Aufenthalt in Paris ist wohl kaum an eine Tätigkeit an der römischen Kurie als Kaplan zu denken.

---

[43] Vgl. M. Kettering, Erzbischof Konrad von Hochstaden, in: Der Kölner Dom, Festschrift zur 700-Jahrfeier (1948).

[44] E. Ennen und G. Eckertz, Quellen zur Geschichte der Stadt Köln 2 (1863), nr. 255; vgl. auch MG. SS. 16, S. 735.

[45] Diese letztwillige nach Francos Tode niedergeschriebene Verfügung ist gedruckt in: Archiv für Geschichte des Niederrheins 2 (1854), S. 124 f. Sie gehört in den Februar 1248, in Köln wurde von 1222—1310 der Osterstil angewandt.

[46] Nekrolog des Domstiftes, Nov. 23, in: Archiv für Gesch. d. Niederrheins 3 (1860), S. 374, 415, bes. 397. Daß wir bei der Durchführung von Francos letztwilligen Verfügungen nichts von Zuwendungen für das Johanniterordenshaus in Köln hören, braucht uns nicht zu beirren, haben wir doch kein Testament Francos vor uns, wie ein Vergleich der beiden überlieferten Bestimmungen zeigt. Es handelt sich um Verfügungen aus dem Testament, die die Nachlaßverwalter und die Empfänger: Dombauverwaltung und Domkapitel interessierten. Die überlieferten Angaben, die sich in ihrem Inhalt nicht decken, schließen nicht aus, daß Franco auch eine weitere Verfügung zugunsten des Johanniterordens getroffen hat. Bei der Dürftigkeit des erhaltenen Urkundenbestands des Ordens in Köln ist ein Verlust durchaus denkbar.

[47] A. Schulte, Der Adel und die deutsche Kirche im Mittelalter (3. Aufl. 1958), S. 32.

Das Suchen nach Nachrichten über das Leben des Domscholasters Franco scheint uns aber nicht abgeschlossen zu sein, ehe wir nicht auch noch den Scholaster Franco von St. Kunibert mit in den Kreis unserer Untersuchungen einbezogen haben —, den Scholaster des Stiftes, in dessen Pfarrei und Nachbarschaft sich 1239 der Johanniterorden niederließ, in dem der *magister Franco,* der Verfasser der „Ars cantus mensurabilis" als Präzeptor tätig war. Schon 1226 und 1237 finden wir Verbindungen zwischen dem Deutzer Haus des Johanniterordens und dem Stift St. Kunibert in Köln[48]. 1216, 1225, 1227 und 1231 tritt der Scholaster Franco von St. Kunibert in Urkunden der Erzbischöfe auf [49], dabei zweimal für den Grafen von Hochstaden, und zwar 1216 für den Vater des Erzbischofs Konrad, Lothar Graf zu Hochstaden. Ausdrücklich möchten wir darauf hinweisen, daß der Scholaster Franco von St. Kunibert niemals Magister genannt wird. 1239 erscheint Franco als Dechant von St. Kunibert[50]. 1246 wird Christian als Dechant gemeinsam mit dem Domscholaster Magister Franco genannt[51]. Schon Schrammen und Mooyer weisen darauf hin, daß wahrscheinlich beide Scholaster Franco identisch sind[52]. Das bedeutet, daß der Scholaster Franco von St. Kunibert mit der Übernahme des Amtes eines Domscholasters vor 1243 auf das Amt eines Dechanten von St. Kunibert verzichtet hat. Eine Dignität am Domstift war zu allen Zeiten erstrebenswerter als an allen übrigen Stiften der Stadt. Daß ein Mitglied des Domkapitels gleichzeitig dem Kapitel eines anderen Stiftes angehören konnte, das nach den gleichen Regeln lebte, war im Mittelalter so gebräuchlich, daß es weitererAusführungen darüber nicht bedarf. Wie eng gerade damals die Beziehungen zwischen dem Domstift und St. Kunibert waren, zeigt die Tatsache, daß der Propst Lothar von St. Kunibert, ein Verwandter des Erzbischofs Konrad, gleichzeitig Domherr in Köln war[53]. Es spricht auch nichts dagegen, daß Franco gleichzeitig Scholaster an der Domschule und an der von St. Kunibert gewesen sein kann. So war 1246 Magister Theodorich gleichzeitig Scholaster von St. Georg in Köln und am Cassiusstift in Bonn[54].

Wenn wir auch kein direktes Zeugnis für die Identität aller drei oben genannten Männer namens Franco besitzen, nämlich des Scholasters

---

[48] Unkelbach, S. 49—51.
[49] Knipping, Regesten 3, nr. 231, 494, 630, 732.
[50] Ennen, Quellen 2, nr. 195.
[51] Knipping, Regesten 3, nr. 1249.
[52] Schrammen (s. o. Anm. 39), S. 323; E. F. Mooyer, in: Archiv für die Gesch. d. Niederrheins 3 (1860), S. 414.
[53] MG. Epist. saec. XIII, Bd. 2, S. 55, Note 2; Knipping, Regesten 3, nr. 1237, 1296.
[54] Knipping, Regesten 3, nr. 1237.

Franco von St. Kunibert, des Domscholasters Magister Franco und des päpstlichen Kaplans und Präzeptors der Johanniter in Köln, Magister Franco, so sprechen doch gewichtige Gründe dafür: 1) Alle drei haben den gleichen, nicht allzu häufigen Namen[55]; 2) alle drei lebten in der gleichen Zeit in der gleichen Stadt, in Köln; 3) alle drei starben wohl in den 40er Jahren, der Domscholaster am 23. 11. 1247, der Scholaster von St. Kunibert wird 1239 zum letzten Male genannt, der Präzeptor des Johanniterhauses starb vermutlich vor 1251; 4) alle drei waren Geistliche und zwar Weltgeistliche; 5) alle drei hoben sich aus der großen Zahl ihrer Standesgenossen hervor; 6) alle drei besaßen ein gutes Verhältnis zu dem Erzbischof Konrad von Hochstaden oder dessen Familie; 7) alle drei lebten als Angehörige des Domkapitels bzw. des Johanniterordens oder des Stiftes von St. Kunibert nur zum Teil nach der sog. Augustinerregel; 8) alle drei waren nicht verpflichtet, ein gemeinsames Leben mit den übrigen Priestern bzw. Kanonikern zu führen; 9) alle drei durften privates Vermögen besitzen oder erwerben; 10) alle drei beschäftigten sich, was uns entscheidend erscheint, mit Musik und Musiklehre: der Domscholaster als Leiter der Domschule, der Scholaster von St. Kunibert als Leiter der Schule des Stiftes, der päpstliche Kaplan und Präzeptor des Johanniterhauses in Köln als Komponist und Verfasser der „Ars cantus mensurabilis".

Macht man sich nun mit den Vorbehalten, die eine durch die Quellenlage bedingte hypothetische Beweisführung verlangt, das Ergebnis unserer Ausführungen zu eigen, so ergäbe sich für das Leben Francos etwa folgendes: Von 1216 bis 1231 ist er als Scholaster von St. Kunibert in Köln nachzuweisen. Um 1239 finden wir ihn als Dechant des gleichen Stiftes, seit 1243 bis zu seinem Tode am 23. November 1247 als Domscholaster in Köln. Gleichzeitig war er Präzeptor des Ordenshauses der Johanniter ebenfalls in Köln. Diese beiden Ämter schließen sich gegenseitig nicht aus. Wir kennen zwar kein Zeugnis dafür, daß ein Mitglied eines Domkapitels Johanniter gewesen ist, aber weder unter den zahlreichen Protesten gegen päpstliche Provisionen haben wir einen gefunden, der sich dagegen wandte, daß jemand wegen der Zugehörigkeit zu einem Orden oder einer Kongregation eine Pfründe oder ein kirchliches Amt nicht antreten könne, noch ist uns eine Bestimmung aus dem damaligen Kirchenrecht bekannt, die solches verbietet[56]. Aber schon Cölestin III. stellte bei einem Einspruch

[55] Die Namensform Franco hat im 13. Jahrhundert die Beliebtheit nicht behaupten können, die sie im 12. Jahrhundert besaß; vgl. F. Wagner, Studien über Namengebung in Köln im 12. Jahrhundert (Diss. Göttingen 1913), S. 40. Außer unserem Franco finden wir noch einen bischöflichen Ministerialen im Register zu Knippings Regesten Bd. 3. Auch das Register zu H. Keussens Topographie vermittelt den gleichen Eindruck.

[56] Baier (s. o. Anm. 10), S. 11 f.

gegen eine päpstliche Provision fest, Statuten seien so zu verstehen, *quod in eis sedi apostolicae auctoritas reservetur*[57]. Bei dieser Einstellung der Kurie dürfte es nicht schwierig gewesen sein, etwaige Hindernisse in der kirchlichen Laufbahn Francos mit Hilfe des Papstes zu beseitigen, dessen Kaplan er war, zumal er auch der Unterstützung des Kölner Erzbischofs sicher sein konnte. Ob Franco erst Johanniter oder erst Domherr wurde, läßt sich nicht feststellen; vielleicht darf man annehmen, daß er als Johanniter und bekannter Musiklehrer das Amt des Domscholasters erhalten hat. Ob Franco die Pfründe und seine Tätigkeit als Scholaster von St. Kunibert aufgegeben hat, wissen wir nicht, notwendig erscheint es uns nicht. In den Urkunden wird er — wie üblich — mit seiner höchsten Würde bezeichnet, daher fehlt auch jeder Hinweis darin auf seine Tätigkeit im Johanniterorden[58]. Vermutlich durch die Vermittlung des Erzbischofs Konrad von Hochstaden, dem er nahestand, wurde er päpstlicher Kaplan[59]. Der von der musikhistorischen Forschung vermutete Aufenthalt in Paris und ein Studium an der dortigen Universität könnte in die Zeit zwischen 1231 und 1239 fallen, in der wir Franco in Köln nicht nachweisen können, auf jeden Fall in die Zeit, ehe er Domscholaster wurde. Hierfür spricht, daß er als Scholaster von St. Kunibert niemals den Magistertitel führte. Unter dem Einfluß der Studien in Paris ist vielleicht dort oder nach seiner Rückkehr in Köln seine „Ars cantus mensurabilis" entstanden, also vor oder um 1240[60]. Größere Klarheit über Zeit und Ort der Entstehung läßt sich vielleicht durch die geplante kritische Ausgabe gewinnen, wenn sich zeigt, in welchem Verhältnis die sechs erhaltenen Handschriften zueinander stehen und welche Bedeutung etwa dem Incipit der Mailänder Handschrift des 15. Jahrhunderts zukommt, in der von *Franco Parisiensis* die Rede ist.

---

[57] J. L. 17641.

[58] Warum *frater Jordanus de Blankenborch* nichts von Franco als Domherr berichtet, läßt sich höchstens erklären, wenn wir mehr über Jordan wüßten, vor allem über seine Beziehungen zum Johanniterorden.

[59] Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß der Neffe Konrads von Hochstaden, der Kölner Domher Heinrich von Vianden, am 5. Januar 1248, also wenige Wochen nach dem Tode des Domscholasters Magister Franco (23. Nov. 1247), päpstlicher Kaplan geworden ist.

[60] Die Ansetzung für die Entstehungszeit um 1260 (vgl. Besseler, Franco von Köln) ist nicht stichhaltig begründet. Aus den oben angeführten Gründen dürfte es früher entstanden sein. Es muß der Musikforschung überlassen werden, das Ergebnis unserer Untersuchung in die Vorstellung über den Ablauf der Musikgeschichte des 13. Jahrhunderts einzuordnen. Wir erinnern daran, daß Besseler im Artikel „Ars antiqua" Francos Wirken in die Mitte des Jahrhunderts setzt.

Die gleiche Tätigkeit an zwei verschiedenen Schulen in der gleichen Stadt, vor dem Studium in Paris an der von St. Kunibert und nach der Rückkehr aus Paris an der des Domes, erklärt vielleicht auch, warum der Anonymus IV einmal von zwei Franco in Köln spricht. Dieser Irrtum ist um so verzeihlicher, als es — wie eingangs schon erwähnt — außer der berühmten „Ars cantus mensurabilis" des *magister Franco* noch eine zweite Schrift eines Franco von Köln gibt, ein „Compendium discantus", das mit *ego Franco de Colonia* beginnt. Dieses Selbstzeugnis Francos kann nicht mit der Begründung beiseite geschoben werden, daß es nicht in das uns sonst nur durch die „Ars cantus mensurabilis" bekannte Bild des bedeutenden Musiktheoretikers *magister Franco de Colonia* passe; dazu haben die Worte *ego Franco de Colonia* zu großes Gewicht. Ist nicht denkbar, daß Franco dieses Kompendium, das doch ebenfalls als Lehr- und Lernbuch geschrieben ist, vor seinem Pariser Studienaufenthalt verfaßt hat, etwa als Scholaster von St. Kunibert? Für diese Deutung spricht, daß er sich in diesem Traktat ebenfalls ohne den Magistertitel nennt. Eine endgültige Antwort auf diese Frage wird sich aber nicht geben lassen, ehe die angekündigte Ausgabe beider Werke vorliegt.

Zum Leben und Werk des Straßburger Bildhauers Nikolaus Gerhaert

von Gerhard Eis

Bei den engen Beziehungen, die zwischen der Literatur und den bildenden Künsten bestehen, bedarf es keiner besonderen Rechtfertigung, wenn ein Philologe einige Bemerkungen zu Nikolaus Gerhaert vorbringt. Dieses Unterfangen dürfte um so zulässiger erscheinen, als jüngst ein Kunsthistoriker zu philologischen Methoden gegriffen hat, um in der Erforschung der Lebensumstände und der Interpretation von Werken dieses Bildhauers weiter zu kommen, der zu den größten Meistern der Gotik zählt. Im übrigen muß die Literaturgeschichte auch darum von Nikolaus Gerhaert Kenntnis nehmen, weil er in einem literarischen Denkmal, dem Fialenbüchlein von Hans Schmuttermayer, als Anreger erwähnt wird und seinerseits Anregungen von älteren deutschen Literaturwerken verarbeitet hat. Die folgenden Ausführungen entspringen nicht einer kritischen Einstellung zu der kunstgeschichtlichen Forschung, sondern der Verpflichtung zur Zusammenarbeit, die für beide Disziplinen um so nützlicher werden kann, je eher sie in Gang kommt. Bis jetzt ist Nikolaus Gerhaert von der germanistischen Forschung m. W. noch nirgends berücksichtigt worden. Wir verdanken sämtliche gesicherten Daten den Bemühungen von Kunsthistorikern.

1. Name und Herkunft

Der Name des Bildhauers ist Nikolaus. Ein fester Zuname mit dem Charakter eines erblichen Familiennamens ist noch nicht vorhanden. Wo es erforderlich war, diesen Nikolaus von anderen Trägern desselben Taufnamens zu unterscheiden, wurden Cognomina hinzugefügt, die noch beliebig variiert werden konnten. Nach dem Gebrauch der Zeit wurden besonders Zubenennungen nach dem Vater oder nach dem Beruf oder nach einem früheren Wohnsitz gebildet und in willkürlicher Auswahl verwendet. Nach seinem Vater Gerhardus hat sich der Künstler 1462 auf der Trierer Grabplatte des Erzbischofs Jakob von Sierck (*nicola gerardi de leyd...*)[1] und 1464 auf seinem Siegel (*claes. [G]erhaert. soen*)[2] zu-

[1] Otto Wertheimer, Nicolaus Gerhaert, Seine Kunst und seine Wirkung (Berlin 1929), S. 12, Abb. 2; S. 40.

[2] Hans Rott, Quellen und Forschungen zur südwestdeutschen und schweizerischen Kunstgeschichte im 15. und 16. Jahrhundert, III: Der Oberrhein, Quellen I (Stuttgart 1936), S. 258.

benannt, hingegen nicht in seinem Vertrag mit dem Straßburger Rat am 14. Juli 1464; hier sagt er: *Ich Niclaus von Leiden der Bildehouwer zu Straßburg*[3]. Nach seinem Beruf ist ein Zuname gebildet in einem Brief, den 1463 Kaiser Friedrich III. an den Rat von Straßburg richtete (*Wir haben Unnserem vnd des Reichs lieben getrewen Niclas Pilhawer geschrieben*)[4] und 1469 im Österreichischen Copialbuch (*Niclas pildhawer von Straspurg*)[5]. Seine Grabinschrift in Wiener Neustadt nennt ihn *Nicolaus Werichmaister detz grossen baus zu Straspurg*[6]. Eine Ortsbezeichnung ist dem Taufnamen mehrfach beigefügt worden, und zwar *Leyden* und *leyden* in dem genannten Straßburger Vertrag und in einer zweiten Straßburger Urkunde von 1467[7], ferner *Leyen* (*niclavs von leyen*) als eigenhändige Signatur am Kruzifix auf dem Alten Friedhof in Baden-Baden (1467) und in einer Straßburger Urkunde von 1516[8] und *Strasburgk* (*Niclas von straspurgk*) im Fialenbüchlein des Hans Schmuttermayer (um 1489)[9] und im Österreichischen Copialbuch. Es wurden auch mehrere Zunamen zugleich verwendet wie Vatersname und Ortsname (*gerardi de leyd...*) oder Berufsbezeichnung und Ortsname (*pildhawer von Straspurg*) oder Ortsname und Berufsbezeichnung (*Meister Niclaus von leiden der Bildhower*, Straßburger Bürgerbuch, 1464)[10] oder auch zwei Ortsbezeichnungen und eine Berufsangabe (*Niclaus von Leiden der Bildehouwer zu Straßburg*). Bei dieser Lage der Dinge ist noch nicht zu erkennen, welcher Zuname sich festigen und zum erblichen Familiennamen werden würde, der dann nicht mehr durch irgendeinen späteren Wohnsitznamen ersetzt werden konnte. Die Zunamen Straßburg, Leiden und Leyen bezeichnen offenbar Lebensstationen des Künstlers, aber bestimmt nicht alle, und es ist durchaus ungewiß, ob einer davon sein Geburtsort ist.

In der neueren kunsthistorischen Literatur hat es sich eingebürgert, den Vatersnamen als Familiennamen anzusehen und den Künstler Nikolaus Gerhaert zu nennen[11]. Darin liegt eine gewisse Willkür, doch braucht es

[3] Ernstotto Graf zu Solms-Laubach, Bärbel von Ottenheim (Frankfurt a. M. 1936), Anlage 1c, S. 20.
[4] Solms-Laubach, Anlage 1a, S. 20.
[5] Walter Paatz, Nicolaus Gerhaerts von Leiden, in: Heidelberger Jahrbücher 3 (1959), S. 90.
[6] August Richard Maier, Nicolaus Gerhaert von Leiden (Straßburg 1910), S. 101.
[7] Paatz, S. 90.
[8] Ebd., S. 90.
[9] Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit N. F. 28 (1881), Sp. 66 ff.; s. auch Verfasserlexikon 4 (1955), Sp. 83 f.
[10] Solms-Laubach, Anlage 1b, S. 20.
[11] So schon A. R. Maier 1910 und Friedrich Back, Ein wiedergefundenes Werk des Nikolaus Gerhaert von Leyden, Münchner Jahrb. 1914/15.

nicht angefochten zu werden, wenn man sich bewußt bleibt, daß diese Zubenennung noch nicht gefestigt war und deshalb auch weggelassen oder durch einen anderen Beinamen ersetzt werden konnte. Bedenken aber sind dagegen zu erheben, dieses Patronymicon willkürlich mit einem Genetiv-*s* zu versehen und damit eine bestimmte landschaftliche Festlegung zu verbinden. 1959 hat Walter Paatz die Schreibung Gerhaerts gefordert und zugleich mit aller Bestimmtheit Leiden zum Heimatort des Künstlers erklärt. Er sagt einleitend: „Außerdem kann ich neue Beweisgründe dafür beibringen, daß Nicolaus Gerhaerts wirklich aus Leiden in Holland stammte“ [12]. Seine Argumente sind überwiegend philologischer Art und er hält sie für so zwingend, daß er auf S. 91 so resümieren zu können glaubt: „Die philologische Methode ergibt also eindeutig eine Entscheidung zugunsten der Herkunft des Nicolaus Gerhaerts aus Leiden in Holland.“ In Wirklichkeit erbringen seine Argumente jedoch weder einen Beweis für die Namensform Gerhaerts noch für die Herkunft aus Leiden.

Paatz bemängelt an der üblichen Schreibform Gerhaert, daß sie nicht „den Vatersnamen kenntlich macht, der im Genitiv stehen müßte“ (S. 90). Es gibt zwar solche Namen, aber sie sind gegenüber den flexionslosen Vatersnamen sehr in der Minderzahl. Die Adreßbücher aller größeren Städte zeigen auf den ersten Blick, daß Zunamen wie Anton, Ernst, Rupert usw. häufig vorkommen, hingegen Antons, Ernsts, Ruperts selten oder gar nicht. Das gleiche gilt auch für Gerhard. Neben sehr seltenen Gerhards (oder Gerharts, Gerhardts) gibt es ungezählte Familien Gerhard (oder Gerhart, Gerhardt); auch der bekannte Liederdichter des 17. Jahrhunderts heißt Paul Gerhardt, nicht Gerhardts. Nur in Nordwestdeutschland (besonders in Schleswig-Holstein) sind Namen auf -s häufiger [13]. Es liegt also kein zwingender Grund vor, „die bisher nie gebrauchte Form Nicolaus Gerhaerts“ (Paatz) einzuführen. Auch auf dem Siegel hat Gerhaert kein -s. Wenn man dem Meister Nikolaus einen Zunamen nach dem Vater gibt, ist er Gerhart zu schreiben oder — sofern man großes Gewicht auf das am Siegel vorkommende Dehnungs-e legt — Gerhaert.

Daß von den vorkommenden Ortsbezeichnungen Straßburg, Leiden und Leyen eine den Geburtsort nennt und daß dies Leiden sein müsse, ergibt sich für Paatz aus dem Dehnungs-e jenes Siegels von 1464. Er erklärt

---

[12] Paatz, S. 68.

[13] Adolf Bach, Deutsche Personennamen (Grundriß in Einzelausgaben 18, Berlin 1943); derselbe, Deutsche Namenkunde Bd. I: Die deutschen Personennamen, 2. Halbband (1953); derselbe, Über die zeitlich-räumliche Staffelung der deutschen Familiennamen, in: Jahrbuch der deutschen Sprache 2 (1944), S. 191; Ernst Schwarz, Deutsche und germanische Philologie (Heidelberg 1951), S. 207.

dazu: „Eine Entscheidung ermöglicht indessen doch wohl — so meine ich — das Siegel des Meisters: Der Eigenname lautet da ‚Claes'; sowohl in ihm als auch in ‚Gerhaert' und in ‚soen' fallen die ‚e' hinter dem a und o auf; die Namensform und diese Schreibweise sind eindeutig nicht deutsch, sondern niederländisch" (S. 90). Auch das stimmt nicht. Dehnungs-e hinter Langvokalen und gedehnten einstigen Kurzvokalen sind keineswegs auf das Niederländische beschränkt, sondern galten auch in weiten Gebieten Deutschlands. Sie sind ganz gewöhnlich im Mittelfränkischen (Ripuarischen und Moselfränkischen), aber ebenso auch noch viel weiter östlich, in Goslar[14], Stade[15], Lübeck[16] und anderen Zonen des Mittelniederdeutschen[17]. Dieses e-Gebiet umschließt ebenso wie Leiden auch all die zahlreichen Leyen-Orte am mittleren Rhein und an der Mosel, auch die Stadt Trier selbst, wo Meister Nikolaus vor seiner Straßburger Zeit tätig war[18]. Aus der Orthographie des Siegels ist daher in Wahrheit keine genauere Eingrenzung der Heimat des Bildhauers zu gewinnen.

Die Zubenennung „von Leiden" weist wie die „von Straßburg" lediglich auf eine Station des Lebensweges hin, nicht unbedingt auf den Geburtsort. Paatz glaubte, das letztere annehmen zu können: „Gemeint kann nur Leiden in Holland sein, und damit ist offenbar nicht der letzte Aufenthaltsort gemeint (der war im Falle der Straßburger Nennungen ja Trier), sondern der Geburtsort." Diese Argumentation ist nicht beweiskräftig. Wollte man ihr folgen, so dürfte man analog aus der Angabe des Wiener Copialbuches „von Straßburg" auf Straßburg als Geburtsort schließen und könnte dazu sagen: damit ist offenbar nicht der letzte Aufenthaltsort gemeint (denn der war im Falle der Nennung von Wiener Neustadt ja Wien), sondern der Geburtsort... Das aber widerlegt sich von selbst. Es steht nicht so, daß eine Ortsangabe entweder den

---

[14] Gerhard Cordes, Die Goslarer Chronik des Hans Geismar (Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar, 1954), z. B. S. 159 f.

[15] Gustav Korlén, Das Stader Stadtrecht vom Jahre 1279 (Lunder germanistische Forschungen 22, Lund-Kopenhagen 1950), S. 26, § 5 ff.

[16] Gustav Korlén, Das mittelniederdeutsche Stadtrecht von Lübeck nach seinen ältesten Formen (Lunder germanistische Forschungen 23, Lund-Kopenhagen 1951), S. 46, § 2, Anm. 2; Gerhard Eis, Martin Pollichs Vorhersage für 1490, Libri IV, 2 (Kopenhagen 1954), Tafeln 114—120.

[17] Agathe Lasch, Mittelniederdeutsche Grammatik (1914), § 22 ff.

[18] Beispiele für Dehnungs-e in Trier enthält z. B. der Cod. 1189/2023 der dortigen Stadtbibliothek (vgl. die Tübinger Dissertation von Siegfried Sudhof, Die Legende der hl. Katharina von Alexandria [1951], S. 142 ff.); s. auch Karl Euling, Das Priamel bis Hans Rosenplüt (1905), S. 357. In Köln hielt sich das Dehnungs-e bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, in Trier bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts; vgl. Virgil Moser, Frühneuhochdeutsche Grammatik I, 1 (1929) § 9.

unmittelbar vorausgegangenen Aufenthaltsort oder den Geburtsort bezeichnen muß. Die Möglichkeiten sind zahlreicher. Sie kann sich auf jeden beliebigen Ort beziehen, an dem sich der Genannte (oder auch einer seiner Vorfahren) früher einmal aufgehalten hat. Was endlich die stillschweigend zugrundegelegte Ansicht betrifft, daß man aber doch zwischen Leyen und Leiden eine Entscheidung fällen könne, wenn sich eines als Schreibvariante des andern erklären lasse, so muß sie ebenfalls abgelehnt werden. Es liegt keine methodische Nötigung vor, *Leiden* und *Leyen* in eins zu setzen. Es ist einerseits denkbar, daß eine aus Leiden stammende Familie einen Zunamen nach einer an Rhein, Lahn oder Mosel gelegenen Leien (Nominativ *Lei* „Fels, Schiefer") annahm, und andrerseits auch das Umgekehrte, daß ein deutscher Leyen einmal in Leiden Aufenthalt nahm und dann auf späteren Stationen seines Wanderlebens zeitweilig nach dieser Stadt zubenannt wurde. Der von Paatz unternommene Versuch, Leyen als eine Schreibvariante von Leiden zu erklären, ist gewaltsam und unnötig. Er kann nicht überzeugen, denn Leyen ist sowohl als Ortsbezeichnung wie auch als Familienname unzählige Male völlig unanfechtbar bezeugt[19].

Von Meister Nikolaus wissen wir mit Sicherheit nur, daß er in Trier, Straßburg, Baden-Baden, Konstanz, Wien und Wiener Neustadt gearbeitet hat. Ein Aufenthalt in Leiden ist nirgends bezeugt. Die zeitweilig auftretende Angabe „von Leiden" macht einen Aufenthalt in dieser Stadt wahrscheinlich, reicht aber nicht aus, um den Meister als einen gebürtigen Holländer zu erweisen. Der Ort, an dem er sich künstlerisch durchgesetzt hat, so daß ihn der Kaiser und die Nachwelt danach benannten, war Straßburg. Alle von ihm erhaltenen und auch sämtliche nicht erhaltenen, aber gut bezeugten Werke gehören deutschen Kulturlandschaften an, keines der holländischen.

2. Der ausgespannte Crucifixus

Auf dem Alten Friedhof in Baden-Baden ist ein Kruzifix erhalten, den Nikolaus Gerhaert 1467 geschaffen und signiert hat. Er ist überlebensgroß; das Kreuz ist als Baumstamm gestaltet. Die Glieder Christi hängen nicht erschlafft, die Kniee sind nicht angewinkelt wie etwa bei Donatello, Grünewald oder auch Rogier van der Weyden[20], sondern straff gestreckt,

---

[19] Aus der überreichen Literatur sei hervorgehoben: F. Seibert, Die Leyen im Nassauischen, Nassovia 1 (1901), S. 178 ff.; J. Erdmann, Beiträge zur Kenntnis der Mundart von Bingen Stadt und Bingen Land, in: Zeitschrift für deutsche Mundarten... (1906), S. 233 ff.; Ernst M. Wallner, Die Herkunft der Nordsiebenbürger Deutschen im Lichte der Flurnamengeographie (Diss. Bonn 1936), enthält eine Übersicht über die Verbreitung des Wortes Lei; Friedrich Stroh, Zur Deutung hessischer Flurnamen (Gießen 1936), S. 23 f.

[20] Sämtlich reproduziert bei Paatz, S. 80.

„geradezu auseinandergespannt". Zu diesem Umstand weist Paatz auf die Auffassung spätmittelalterlicher Mystiker hin, die ihn so in ihren Gesichten schauten. Er nennt namentlich Johannes de Caulibus (um 1300), Ludolf von Sachsen († 1377 in Straßburg) und Thomas von Kempen († 1471) als Autoren, die in ihren Werken beschrieben haben, wie die Glieder des Herrn bei der Kreuzigung ausgespannt wurden[21]. Er hebt besonders stark Thomas von Kempen hervor, der in den Niederlanden gelebt hat, und zitiert dessen Äußerung, daß der Körper „bei der Annagelung nach den Seiten und nach unten zu so straff auseinandergespannt worden ⟨sei⟩ wie das Fell auf einer Pauke, so daß man unter der angespannten Haut alle Knochen sich habe durchdrücken sehen". Dementsprechend folgert er, daß der Baden-Badener Crucifixus in eine ganz andere Welt als die Donatellos oder Grünewalds gehöre, „eben in die Welt des Thomas a Kempis" (S. 79)[22]. Nikolaus Gerhaerts „steinerner Kruzifixus verkörpert die mystischen Vorstellungen Zug um Zug, so realistisch wie subtil". Worin nun aber das Mystische dieses Bildwerks liege, wird nicht ausgeführt[23].

---

[21] Die literarische Forschung der letzten Jahrzehnte hat ergeben, daß Thomas von Kempen nicht der Schöpfer der *Imitatio Christi* sein kann; er hat nur die letzte Hand an Ausarbeitungen gelegt, die wahrscheinlich von Geert Groote stammten. Vgl. F. Kern, Die Nachfolge Christi oder das Buch vom inneren Trost von Gerrit Grote (1947); L. Kern, Bemerkungen zur Textgeschichte der Nachfolge Christi, in: Zeitschrift f. Schweizerische Kirchengeschichte 41 (1947), S. 300 ff.; M. A. Lücker, Wer war der Verfasser der Nachfolge Christi? Geist und Leben 20 (1949), S. 228 ff.

[22] Paatz stützt seine Ausführungen auf eine Seminararbeit von P. Albert Hohn O.S.B. und schreibt diesem das Verdienst zu, den Nachweis erbracht zu haben, daß die Mystiker den Gekreuzigten so darstellten. Demgegenüber ist zu bemerken, daß das der literarhistorischen Forschung schon lange bekannt ist; s. die reichhaltige Bibliographie von M. J. Bodenstedt, The vita Christi of Ludolphus the Carthusian (The Catholic University of America. Studies in Medieval and Renaissance Latin Language and Literature XVI, 1944), S. 149—154.

[23] Über die Beziehungen der bildenden Kunst und der Kunsthistoriker zur Mystik hat W. Stammler u. a. folgende allgemeinen Bemerkungen ausgesprochen (Schrifttum und Bildkunst im deutschen Mittelalter, in: Deutsche Philologie im Aufriß [2]3, 1957, Sp. 801): „Nicht viele Kunsthistoriker kennen die Mystik; meist lesen sie einen verneuhochdeutschten Eckhart oder Seuse und glauben dann, frischweg Parallelen ziehen zu können...". (Sp. 808:) „Wenn man außerdem, ohne reale Grundlagen, von 'mystischer Kunst' spricht, so sind das schöne Worte, denen bestimmte Anhalte fehlen, meist schon die originale Kenntnis mystischer Schriften. Die deutsche Philologie hat einen eigenen mystischen Stil aus den vorhandenen literarischen Überlieferungen herausgeschält, der sich aus Satzbau und Wortwahl zusammensetzt; sie vermag z. B. scholastische und mystische Herkunft zu scheiden. In gleicher Art hat die Kunstgeschichte die Aufgabe, einen 'mystischen' Stil für die Bildwerke herauszuarbeiten. Dann wird sie nicht mehr mit der Stange im Nebel herumfahren, sondern die Denkmäler im klaren Licht der Geschichte sehen".

Die von Paatz genannten Autoren können schwerlich direkte Einflüsse auf Nikolaus ausgeübt haben. Sie waren zu jener Zeit noch nicht allgemein bekannt, noch nicht volkstümlich. Sie schrieben sämtlich lateinisch. Thomas von Kempen starb erst um die gleiche Zeit wie Nikolaus von Straßburg; wiewohl er an Jahren älter als dieser war, hatte sein Werk um 1467, als Nikolaus den Crucifixus schuf, bestimmt noch nicht die große Verbreitung, die es später als Lieblingslektüre der gesamten Christenheit erlangte. Ähnlich steht es mit der Wirkung des Ludolf von Sachsen. Die erste deutsche Handschrift seiner *Vita Jesu Christi* entstand erst einige Jahre nach dem Baden-Badener Kreuzbild; sie wird „um 1470" datiert[24]. Der italienische Franziskaner Johannes a Caulibus endlich wirkte ebenfalls nicht so sehr durch die lateinische Originalfassung seiner *Meditationes vitae Christi* auf die Volksfrömmigkeit und das kunsthistorische Geschehen ein, als vielmehr durch die erst später geschaffenen volkssprachlichen Bearbeitungen. Paatz wies bei seiner allgemeinen Bemerkung über die lateinischen Erbauungsschriften auf die Möglichkeit einer Vermittlung durch Prediger hin[25]. Damit ist er auf dem richtigen Wege, doch weist er keinen einzigen Predigttext nach, der das Motiv enthält.

Die Kontaktstelle läßt sich genau ermitteln. Sie liegt bei der landessprachlichen Erbauungsliteratur, die den Predigern den Stoff für ihre Ansprachen zur Verfügung stellte und zugleich durch Massenauflagen schriftlich in Umlauf kam. In diesem Schrifttum wurde das Ausspannen des Herrn lange bevor die lateinischen Originalwerke als Ganzes übersetzt wurden, eingedeutscht und zu früher Wirkung gebracht. Es begegnet uns schon in den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts in deutschen Gebeten und Traktaten. Von hier aus drang das Motiv auch in die bildende Kunst vor, wo es sich ebenfalls schon ein halbes Jahrhundert vor dem Kreuzbild des Nikolaus Gerhaert nachweisen läßt.

Die hl. Birgitta von Schweden schilderte in ihren visionären Gebeten die Kreuzigung Christi mit dem Ausspannen der Glieder. Die Texte wurden sofort nach ihrem Tode (1372) und ihrer Heiligsprechung (1391) in verschiedene Volkssprachen übersetzt. Die deutsche Übersetzung geht wohl noch in die 90er Jahre des 14. Jahrhunderts zurück. Darin heißt es: *Gedenck dez aller pittersten smerczen, den du leidest, do die vngetrewen juden dein aller heilgst hende durchparenten mit nageln zu dem ersten an das creucz nagelten, vnd auch dein aller heilgst edel fueß durchparten vnd do nit woltest folgen ihres willen nach der leng vnd preit, do merten*

[24] Verfasserlexikon 5 (1955), Sp. 630.
[25] „Nicolaus muß von solchen Meditationen angeregt worden sein, vielleicht mittels Predigten" (S. 78 f.).

sie die wunden und smerczen vber smerczen und strakten vnd reckten in die leng vnd in die weit, daz sich auf slussen alle gelenk deiner gelider[26]. Dieser Text wurde besonders in Nonnenklösters gebetet. Von breiteren Bevölkerungsschichten wurde das „Leben Jesu" des Prager Magisters Heinrich von St. Gallen gelesen. Von diesem Buch, das im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts auf Grund lateinischer Quellen in deutscher Prosa geschrieben wurde, sind bisher 135 Handschriften nachgewiesen[27]. Was das bedeutet, wird uns klar, wenn wir uns vor Augen halten, daß es keine einzige altdeutsche Versdichtung der Blütezeit gibt, die eine auch nur annähernd vergleichbare Auflagenhöhe erlangte. Das erfolgreichste Dichtwerk des Mittelalters, der „Parzifal" des Wolfram von Eschenbach, ist in 86 Handschriften (einschließlich der Bruchstücke) erhalten; er hat also bedeutend weniger Abschreiber — und das heißt praktisch: Leser und Liebhaber — gefunden als jene Erbauungsschrift des Heinrich von St. Gallen. Aus diesem Buche bezogen die Prediger und die Volksmassen des ganzen 15. Jahrhunderts ihre Vorstellungen vom Leiden und der Kreuzigung Christi. Heinrich von St. Gallen sagt unter Berufung auf Eusebius über das Durchschimmern der Knochen, *das man jm alles sein gebain möcht gezelt haben*[28]. Der Herr wird auf das Kreuz gestreckt (*vnd strackten den herren darauf mit henden vnd mit füssen*)[29]. Alle Gliedmaßen werden ihm mit Seilen ausgedehnt. Die Schilderung geht drastisch auf alle Einzelheiten ein: *Sy namen zům ersten des herren rechte hand vnd legten sy auff das loch, das sy gebort hetten an dem ort des cruczes, vnd schlůgen jm ain stumpfen nagel, der was vast dick, durch die hand vnd verspeidelten den nagel mit ainem holcz, das er vast sölt halten. Darnauch namen sy die andren hand vnd zugen im die zů dem loch. Da was jm der arm ze kurcz. Da wurffen sy jm daran ain sail vnd zugen jm die andern hand zů dem andern loch desß ortes, vnd spanten sich mit jren füssen wider das crucz auff ain syten, vnd auff die andern seyten spanten sy sich ann seinen werden leichnam vnd zugen also den andern arm auff das loch vnd schlůgen jm den andern nagel durch die andern hand. Darnauch komen sy zů den füssen. Da was das selbig loch auch ze verr geborett. Da legten sy dem herren sail an die fuesß vnd denten jm*

[26] Zitat nach dem Cod. 132, Bl. 41r—41v meiner Sammlung. Der Band wurde um 1400 in Nürnberg geschrieben; er ist in dem zwischen 1456 und 1468 angelegten Katalog des dortigen Dominikanerinnenklosters mit der Signatur O XXXVIII eingetragen. — Eine Arbeit über die birgittinische Mystik im deutschen Spätmittelalter wird von Karin Kolb vorbereitet.

[27] Kurt Ruh, Der Passionstraktat des Heinrich von St. Gallen (1940); derselbe in: Basler theologische Zeitschrift 6 (1950), S. 17—39; Josef Werlin, Heinrich von Sankt Gallen, in: Stifter-Jahrbuch 6 (1959), S. 131—147.

[28] Zitat nach dem Cod. 134, Bl. 80r meiner Sammlung (15. Jahrhundert).

[29] Ebd. Bl. 97r.

seinen werden leichnam wider nider wartz, das jm seine gelider an armen vnd ann bainen auß ainander giengent vnd alle sein adren gespant wurden als ain sait[30]. Es ist klar, daß von einem solchen Volksbuch, das besonders in Süddeutschland von Hand zu Hand ging, viel stärkere Wirkungen auf die Straßburger Künstler ausgehen konnten als von den lateinischen Abhandlungen scholastischen und mystischen Charakters, die noch lange Zeit nur den Gelehrten und Klosterleuten zugänglich waren. Das Ausdehnen der Glieder gehörte zu den allgemein geglaubten Akten der Hinrichtungsprozedur. Sogar in der volksläufigen Priameldichtung hat sich dieser Zug einen festen Platz erworben. So heißt es z. B. schon in einem dem Hans Rosenplüt zugeschriebenen Priamel[31]:

Wer got nit dankt seins kniens und switzens
Und an der seulen seins pesem smitzens
. . . . . .
Und seiner außdenung und aufsprißens
Und aller seiner wunden und plut vergießens
. . . . . .
Der mensch hat kein teil an seiner marter
Und ist seiner sel ein ungetreuer grißwarter.

Aus solchen Äußerungen ergibt sich, daß die von Nikolaus geschaffene Skulptur den damals bereits volkstümlichen Vorstellungen entspricht[32]. Er war nicht auf das Studium der entlegenen lateinischen Meditationsliteratur angewiesen.

Wir brauchen jedoch auf die Frage nach seiner Belesenheit, seiner etwaigen Lateinkenntnisse und seiner Abhängigkeit von bestimmten Passionsdarstellungen in deutscher Sprache nicht weiter einzugehen. Das Motiv der Ausdehnung der Glieder Christi war nämlich auch in der Bildkunst bekannt, und zwar gerade auch in der oberrheinischen Malerei. Ein schönes Beispiel dafür bietet die aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammende Freiburger Bilderhandschrift. Die ganzseitigen Tafeln dieses Codex, von dem der größere Teil in der Freiburger Universitätsbibliothek und ein Bruchstück in der Morgan Library in New York aufbewahrt wird,

---

[30] Ebd. Bl. 99r—100r.

[31] Karl Euling, Das Priamel bis Hans Rosenplüt (1905), S. 524.

[32] Paatz hat auch hervorgehoben, daß Nikolaus das Kreuz „als noch lebende, gerade erst behauene Baumstämme" dargestellt hat. Das ist auf seiner Reproduktion auf S. 78 deutlich zu erkennen; noch vollständiger kommt es auf der Abb. 6 bei Solms-Laubach zum Ausdruck. Auch dieses Motiv ist aus der alemannischen Literatur des 14. Jahrhunderts zu erklären. Es war Seuse, der das Kreuz Christi als lebendes Rosenbaumholz darstellte; vgl. Richard Schwarz, Das Christusbild des deutschen Mystikers Seuse (Diss. Greifswald 1934); Ursula Weymann, Die Seusesche Mystik und ihre Wirkung auf die bildende Kunst (Diss. Berlin 1938); Wolfgang Stammler, Deutsche Philologie im Aufriß [13] (1957), Sp. 802.

sind nun sämtlich in einer vortrefflichen Faksimile-Ausgabe zugänglich[33]. Auf Bl. 37 wird die Annagelung mit krasser Eindringlichkeit in genauer Übereinstimmung mit den literarischen Texten geschildert. Das Kreuz liegt auf dem Boden. Dicht umdrängen es die Folterknechte, die den Körper in der Weise befestigen, wie es Heinrich von St. Gallen beschrieben hatte. An jedem der straff ausgespannten Arme ist ein hammerschwingender Mann mit der Annagelung der Hände beschäftigt; gleichzeitig nagelt ein dritter die Tafel mit der (nicht sichtbaren) Inschrift INRI hinter dem Kopf des Heilands an den Balken. Für die Befestigung der Füße sind vier Männer nötig. Einer hält einen Nagel über die richtige Stelle, zwei schwingen die Hämmer, um ihn einzuschlagen (oder sind es zwei Nägel?) und der vierte hockt vor dem Ende des Balkens und zieht mit einem starken Seil die Füße gerade. Die Nägel sind so groß und ungefüg wie auf dem Kruzifix von Baden-Baden. Auch die Körper der beiden Schächer sind straff gezogen, doch fehlt bei ihnen das Dehnen mit dem Seil. Diese Zeichnungen stammen aus der oberrheinischen Kunstprovinz, und zwar, wie die Herausgeber wahrscheinlich gemacht haben, wohl aus Straßburg. Dort wurden sie etwa um das Jahr 1410 hergestellt.

Was immer Meister Nikolaus bei einem Aufenthalt in den Niederlanden gelernt und von dort als neue Bereicherung ins Elsaß und nach Baden eingeführt haben mag, seine Auffassung von der Kreuzigung Christi gehört nicht dazu. Diese stammt nicht aus der „Welt des Thomas a Kempis"; sie wurzelt vielmehr in der Straßburger Kunst, die ihrerseits von der volkstümlichen gemein-oberdeutschen Passionsliteratur beeinflußt ist.

3. Jakob von Lichtenberg und Bärbel von Ottenheim

Um 1450 nahm der kinderlose, verwitwete Graf Jakob von Lichtenberg ein junges Mädchen aus Ottenheim in Baden als Dienerin in seinen Haushalt auf und machte sie zu seiner Geliebten. Er residierte mit ihr im Schlosse Buchsweiler, nahm sie auch in seine Straßburger Stadtwohnung mit und beabsichtigte, ihr Güter zu übereignen, um ihr ein sorgenfreies Alter nach seinem Tode zu ermöglichen. An diesem Verhältnis nahm die Öffentlichkeit Anstoß, weniger wohl aus moralischer Entrüstung — obwohl man nicht mit Schmähworten wie Konkubine, Hure und Bübin sparte — als vielmehr wegen der Habgier und Härte, die man der mächtig gewordenen Bürgerstochter nachsagte. Die Untertanen beklagten sich über drückende Abgaben und Frondienste und der Bruder des Grafen

[33] Deutsche Bilderbibel aus dem späten Mittelalter, hrsg. von J. H. Beckmann und I. Schroth (Konstanz 1960). Unzutreffend ist die Ansicht der Herausgeber, daß die Bilder mit geistlichen Schauspielen in Zusammenhang stehen; vgl. meine Rezension in: Germanistik 1 (1960), S. 329 f.

Jakob, Ludwig von Lichtenberg, schürte die Unzufriedenheit, weil er das Familienerbe für seine eigenen Töchter sichern wollte. So kam es zu langwierigen Rechtshändeln und endlich zum Buchsweiler Weiberkrieg. Jakob wurde gezwungen, Bärbel von Ottenheim zu enterben. Er entließ sie und verheiratete sie mit einem Hagenauer Fürsprech namens Eucharius. Er sprach bis zuletzt mit Achtung von ihr; in seinen Urkunden nennt er sie stets die ehrsame Bärbel. Er starb 1480. Bald darauf wurde Bärbel ins Hagenauer Gefängnis gebracht und erhängte sich dort. Was für Vergehen man ihr vorwarf, wird nirgends deutlich ausgesprochen; es heißt nur *etlicher ursachen halb*[34]. Sie war gealtert und die Inquisition hatte ihre Arbeit in den deutschen Städten begonnen. Das ungleiche Paar lebte in der Erinnerung des Volkes weiter. Jakob wurde zum gelehrten Zauberer[35], Bärbel zur herrschsüchtigen Hexe.

Nach diesen beiden Personen sind zwei Büsten benannt, die Nikolaus aus rotem Sandstein gemeißelt hat. Sie befanden sich bis zum Jahre 1686 über der Tür der Neuen Kanzlei zu Straßburg. Heute wird der Kopf des Grafen Jakob im Straßburger Museum und der der Bärbel im Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt a. M. aufbewahrt. Der Männerkopf ist bärtig, mit zahnlosem, eingekniffenem Greisenmund und lächelnden Augenfältchen, aber durchdringend blickenden Pupillen, mit einer Kopfbedeckung, die als Turban angesehen wurde, aber doch wohl eher eine Kalotte sein soll. Der Frauenkopf ist jugendlich, graziös, leicht zur Seite geneigt, mit einem Krüseler oder Kopftuch bedeckt, unter dem dichtes, geflochtenes Haar zu sehen ist. Ihr Ausdruck wird als „künstlerische Offenbarung des Geheimnisses der Weiblichkeit, verführerischer weiblicher Anmut, hintergründiger weiblicher Dämonie" bewundert (Paatz), doch sind „auch wieder die groben Züge" nicht zu übersehen (Solms-Laubach), und man könnte wohl auch etwas Berechnung und Selbstgefälligkeit aus ihren Zügen lesen. Die Identifizierung dieser Bilder mit dem historischen Feudalherren und seiner Geliebten ist schon sehr früh bezeugt. *Als aber herr Jakob von Lichtenberg mit seiner schönen Berbel offt von Hagenau gen Straßburg komen und vil do wohnett, hat der werkmeister oben sammt seiner Bärbel in stein künstlichen contrafett und gehauen wie noch*

---

[34] Solms-Laubach, S. 11.

[35] *Er war ein gelerter herr in astronomia, auch in negromantia, er kunde vil seltzamer bossen machen, auch hin und wider faren in lüften*, berichtet der 1589 gestorbene Chronist Daniel Specklin in seinen „Collectanea in usum Chronici Argentinensis" (zitiert nach Solms-Laubach, S. 11). Diese Nachricht klingt an die Zauberergeschichten des 16. Jahrhunderts an (Trithemius, Agrippa von Nettesheim, Faustbuch), weniger an die des 15. Jahrhunderts, doch treten uns schon bei Johann Hartlieb und Ulrich Molitoris vergleichbare Magiergestalten entgegen. Gerade der Astrolog und der Nekromant galten schon im Mittelalter als bevorzugte Vertreter der magischen und mantischen Künste.

zu sehen ist, berichtet Specklin, der als Architekt und Festungsbaumeister als ein sachverständiger Zeuge anzusehen ist. Die gleiche Ansicht überliefern auch die Chronisten Bernhard Hertzog (1592) und Jakob Wenker (1713). Demungeachtet überwiegen in der neueren kritischen Literatur die Zweifel an der Bedeutung der beiden Figuren. Man wendet ein, daß Jakob von Lichtenberg mit Straßburg verfeindet war, und fragt: „Wie soll man sich vorstellen, daß der Rat der Reichsstadt Straßburg einen Grafen von Lichtenberg mit seiner Geliebten an der Türe der Stadtkanzlei zu sehen wünschte?“ [36]. Es will uns scheinen, daß er das doch wohl hinnehmen konnte, wennschon vielleicht nicht ausdrücklich wünschte. In dieser Hinsicht dachte man im Mittelalter anders als heute. Nicht jedes Denkmal wurde zum Ruhm des Dargestellten errichtet. Wir dürfen daran erinnern, daß man es sogar für tragbar hielt, wenn an Kirchen die fünf törichten Jungfrauen [37] oder wohl gar Teufelsfratzen angebracht wurden. Auch die entmenschte Salome, die sich das Haupt des heiligen Täufers als Lohn für ihre Tanzkünste ausbedang, war als Bild an geistlichen Gebäuden zugelassen. Jakob von Lichtenberg war als Obervogt von Straßburg in aller Leute Munde, sein Verhältnis zu Bärbel von Ottenheim war Gegenstand des öffentlichen Klatsches. Das bot Grund genug, ja geradezu eine Verlockung, das Paar an sichtbarer Stelle zur Schau zu stellen, nicht zu seiner Ehre, sondern zu exemplarischer Mahnung für alle Beschauer. Der Laune eines genialen Künstlers wurden keine allzu engen Grenzen gezogen. Ein *ludicrum* kann allein schon in dem hohen Alter des Mannes gegenüber der Jugendlichkeit der Frau erblickt werden. So hat man ja auch den greisen Philosophen Aristoteles, der sich *veraffet* wie ein Gaul von der jungen Phyllis reiten ließ [38], literarisch und bildlich dargestellt und diese Szene seiner Demütigung an öffentlichen Gebäuden, auch in Kirchen, angebracht. Auch an die boshafte Vergil-Anekdote des Mittelalters ist in diesem Zusammenhang zu erinnern. Der verliebte Dichter wollte sich in einem Korb zum Zimmer der Kaiserstochter emporziehen lassen, wurde aber auf halber Höhe an der Mauer hängen gelassen und am Morgen von den hinzukommenden Bürgern verspottet. Dieses Thema ist in mehreren Schwänken, Fastnachtsspielen, Meisterliedern und anderen literarischen Formen und auch in Miniaturen, Schnitzereien und Kupferstichen bildkünstlerisch oft genug dargestellt worden. Hat man etwa Jakob von Lichtenberg mit dem Vergil dieser Anekdote in Beziehung gesetzt? Der Dichter wurde von der Sage

[36] Solms-Laubach, S. 16; ähnlich Paatz.
[37] So zum Beispiel an der Westfassade des Straßburger Münsters; vgl. Verfasserlexikon 4, Sp. 1133.
[38] Joachim Storost, Zur Aristoteles-Sage im Mittelalter, in: Monumentum Bambergense (1955), S. 298—348 (darin besonders S. 305, 338).

ja nicht nur zum verliebten Alten, sondern gleich dem elsässischen Grafen auch zum Zauberer gemacht. Eine solche Assoziation konnte auch durch den Ort des Bildes gestiftet werden: Vergil hing „mitten in der Mauer" des Turms[39], und Graf Jakob schaute ungefähr vier Meter über der Tür[40] aus einem blinden Fenster des Turmes hinab und mußte sich wie jener von den vorbeigehenden Bürgern angaffen und auslachen lassen.

Die Chronisten des 16. und 18. Jahrhunderts und die communis opinio zu Straßburg sahen jedenfalls kein Hindernis, die beiden Gestalten als Jakob und Bärbel zu deuten. Es ist manchmal ratsam, sich lieber der Führung zeitgenössischer Interpreten anzuvertrauen als der modernen Hyperkritik. Von neueren Beurteilern wird bisweilen der alte Mann als Prophet und das Mädchen als Sibylle gedeutet. Gegen diese Auffassung ist aber mit Solms-Laubach einzuwenden, daß anderwärts die Propheten stets durch Beigaben als solche gekennzeichnet sind, wogegen bei dem Straßburger Greisenkopf solche Beigaben nicht vorhanden sind. In der Tat hat dieses Werk des Meisters Nikolaus nichts Prophetenhaftes an sich und der Mädchenkopf nichts Sibyllinisches.

Bernhard Hertzog hat in seinem „Chronicon Alsatiae" einen Spottvers eingeflochten, den Solms Laubach geradezu als das Motto seiner ganzen Beschreibung der Liebesgeschichte von Jakob und Bärbel ansieht. Er lautet:

Ein Hur auff einem Schloß /
Ein Bettler auff eim Roß /
Ein Laus in einem Grindt /
Nicht findt sich stoltzers Gsindt.

Es ist zu erwägen, ob dieses Priamel von einem Zeitgenossen mit Bezug auf die Buchsweiler Hausherrin gedichtet oder erst von dem späteren Chronisten als eine illustrative Ausschmückung des Berichts verfaßt wurde. Paatz, der es ebenfalls anführt, scheint Hertzog für den Verfasser zu halten[41]. Wir können das Gedicht aber auch anderwärts nachweisen. Bei Georg Henisch findet es sich in folgender Fassung[42]:

Ein hur auffm Schlosz /
ein bub auffm Rosz /
Ein lausz im grind /
ist ein hochmütig gesind.

[39] Wolfgang Stammler in: Deutsche Philologie im Aufriß [3] (1957), Sp. 848; Storost, S. 346.

[40] Solms-Laubach, S. 7.

[41] „Der Chronist Herzog faßt es in die Verse" (S. 75).

[42] Georg Henisch, Teütsche Sprach vnd Weiszheit, Pars prima (Augsburg 1616), S. 544; zitiert nach Wilhelm Uhl, Die deutsche Priamel, ihre Entstehung und Ausbildung (1897), S. 339.

Diese Überlieferung stützt die bei Hertzog vorkommende Reihenfolge der verächtlichen Dinge; die Hure steht zu Beginn, wie man es erwarten muß, wenn man einen direkten Bezug auf Bärbel von Ottenheim unterstellt. In andren Fassungen rückt die Hure an die zweite Stelle. Auch die Erwähnung des Schlosses kann wegfallen; an seiner Stelle wird dann ein Wagen genannt. Diese Varianten findet man bei Julius Wilhelm Zinkgräf [43]:

Stoltze sachen.
Ein schneider vff eim rosz /
Ein hur vff eim schlosz /
Ein laus im grind /
seynd drey stoltze hoffgesind.
Drei hoffertige Thier.
Ein bub vff einem hohen pferdt getragen /
Ein hur vff einem hangenden wagen /
Ein lausz vff eim haupt so viel grind /
Drey hofertige thier gewiszlich sindt.

Die erste dieser beiden Fassungen kehrt auch als Hausinschrift in Kärnten wieder [44]; die zweite wird — wenig verändert — auch von Christophorus Lehman überliefert [45]. Alle diese Belege sind jünger als Hertzog, so daß es sich nicht strikt beweisen läßt, daß das Priamel älter und nicht erst von ihm geschaffen worden ist. Gleichwohl ist dies jedoch möglich, und zwei kleine Beobachtungen machen es einigermaßen wahrscheinlich, daß wir die Entstehung in eine frühere Zeit verlegen dürfen. Zinkgräf hat in seiner Spruchsammlung mehrfach Angaben über das Alter einzelner Stücke beigefügt, die ziemlich zuverlässig sind. Bei der Variante *Drei hoffertige Thier* verlautet nichts zugunsten eines höheren Alters, aber zu der Fassung *Stoltze sachen* vermerkt er: *Allerley Reimen der alten Teutschen.* Das läßt eher auf eine Überlieferung des 15. Jahrhunderts schließen als auf das Zitat in der 1592 erschienenen Chronik von Hertzog. Das andere Argument besteht in einem wörtlichen Anklang an den Anfang des Schmähspruches in einem Brief des feindlichen Bruders Ludwig von Lichtenberg. In diesem Schriftstück, das vom 26. Mai 1462 datiert ist, kommen die Worte vor *sin hure in dem sloß besetzet* [46]. Das klingt danach, als ob damals der Vers von der *hure vff dem slosz* schon im Lande umgegangen wäre. Das 15. Jahrhundert war ja auch die eigentliche Blüte-

---

[43] Teutsche APOPHTHEGMATA das ist der Teutschen Scharfsinnige kluge Sprüche usw. (Amsterdam 1653), zitiert nach Uhl, S. 389 und 396.

[44] Marterl, Votivtafeln, Grabschriften, Feldkreuze, Leichenbretter, Haussprüche etc. Gesammelt von mehreren Touristen, 2. Sammlung (München o. J.), S. 12, zitiert bei Karl Euling, Das deutsche Priamel (1905), S. 266.

[45] Christophorus Lehman, Florilegium politicum auctum, Das ist: Ernewerter Politischer Blumen-Garten usw. III (1662), zitiert nach Uhl, S. 419.

[46] Solms-Laubach, Anlage 6, S. 23.

zeit der Priameldichtung, in der die meisten der später immer wieder zitierten und variierten Stücke entstanden sind.

So scheint es uns wahrscheinlich, daß der Spruch schon im 15. Jahrhundert entstanden ist. Er könnte in den Straßburger Gassen gegen den Obervogt von Mund zu Mund gegangen sein. War er vielleicht auch, in Stein gemeißelt, als Inschrift neben den beiden Büsten am Turm der Neuen Kanzlei angebracht? [47]

---

[47] Daß Priameln, die uns nur in handschriftlichen und gedruckten Büchern überliefert sind, auch als Inschriften auf Gebäuden vorkamen, zeigt folgender Gelegenheitsfund. In der Heidelberger Handschrift des Kriegsbuches von Philipp von Cleve ist an einer Stelle, wo der Verfasser davor warnt, Geistlichen in der Versammlung der Offiziere Gehör zu schenken, am Rande folgendes Priamel eingetragen:

Auf das das sprichwort erfüllet wird:
Wann lanndskhnecht sieden vnnd reutter praden,
Pfaffen vnnd monch zum regiment rathen,
Vnnd die weiber haben das ganncz regiment,
So nimbts gar selten ein guet enndt.

Vgl. Peter Renner, Das Kriegsbuch Herzog Philipps von Cleve (Diss. Heidelberg 1960), S. 78. Diesen Spruch führt auch Zinkgräf an und bemerkt dazu über seine Herkunft: *Zu Heydelberg in der Vorstadt an des König Hausz steht also* (Uhl, S. 383).

Dalbergs Wahl zum Koadjutor von Mainz (1787) und die Politik Carl Augusts von Weimar

Ein Beitrag zur Biographie des Herzogs

von Willy Andreas

Zu den eigenartigsten Gebilden des mittelalterlichen Deutschen Reichs gehörten die geistlichen Staaten. Die wichtigsten unter ihnen waren die drei mit der Kurwürde ausgestatteten Erzbistümer an Rhein und Mosel: Köln, Trier und Mainz. In entscheidenden Zügen der weltlichen Landesherrschaften verwandt und deren Entwicklungsprobleme teilend, genossen diese geistlichen Territorien vor jenen den Vorzug, daß sie von den dort so häufig vorkommenden Erbteilungen und dynastischen Streitigkeiten verschont blieben. Vor allem aber unterschieden sie sich durch die Wählbarkeit ihres Oberhauptes, was freilich den Nachteil hatte, daß die Stetigkeit von Regierung und Verwaltung darunter leiden konnte. Einem geistlichen Regenten lag sie ja unter Umständen weniger am Herzen als einem weltlichen Fürsten, weil sie seinen persönlichen Interessen doch weniger oder gar nicht zugute kam. Um so markanter bildete sich die Stellung der wählenden Körperschaft, also des Domkapitels heraus. Denn außer der entscheidenden Rolle, die ihm bei der Wahl des neuen Oberhirten zufiel, beanspruchte es — je nachdem mehr oder weniger stark — das Recht, bei den wichtigsten Regierungshandlungen befragt zu werden und mitzuwirken. In dieser Hinsicht ähnelte ihre verfassungsrechtliche Stellung vielfach der der Landstände in anderen Territorien, wenn sie nicht geradezu, wie es zum Beispiel in Mainz, Würzburg und Bamberg der Fall war, deren Vertretung selber übernahmen. Begreiflicherweise stieg während einer Sedisvakanz das politische Gewicht der Domkapitel.

In ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen war aber auch die im kirchlichen Leben Deutschlands häufig geübte Bestellung einer Koadjutorschaft. Dieses Hilfsmittel empfahl sich zur Entlastung eines Prälaten, wenn das Ausmaß seiner Pflichten oder sein Gesundheitszustand es erforderlich und erwünscht erscheinen ließen, davon Gebrauch zu machen.

In dieser Lage befand sich Kurmainz unter der Herrschaft seines Erzbischofs Friedrich Carl Joseph von Erthal. Statthalter von Erfurt, das zum Kurmainzischen Besitz gehörte, war Carl Freiherr von Dalberg, Domherr von Worms, Mainz und Würzburg, der einem alten, bei Worms

ansässigen Adelsgeschlecht entstammte. Sein Erfurter Amt hatte er seit 1772 inne und verwaltete es im Geiste wohlwollend milder, reformfreundlicher Aufklärung. Liebenswürdig, literarischen Dingen aufgeschlossen, mit Wieland befreundet und schöngeistig angehaucht, stand er auch dem benachbarten Weimarer Hof der Herzogin-Mutter Anna Amalia und ihres Sohnes Carl August nahe.

Wenn Dalbergs Wahl zum Koadjutor des Mainzer Erzbischofs, da sich dieser nicht mehr der besten Gesundheit erfreute, eine Zeitlang die Gemüter weit über seinen unmittelbaren Erfurter Amtskreis hinaus lebhaft beschäftigte, so ergab sich das keineswegs bloß aus seiner vornehmen Herkunft, den damit verbundenen gesellschaftlichen Beziehungen zu seiner rheinischen Heimat und dem im geistlichen Stande eingerissenen Pfründenhunger, sondern es spielte vielerlei anderes in seine Kandidatur mit hinein, vor allem ein ausgesprochen politisches Moment. Eben dieser Beziehungsreichtum macht einen Hauptreiz sowohl in geschichtlicher als auch charakterologischer Hinsicht aus.

Rein historisch gesehen bildet der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen die allgemeine Umrahmung, und durch die Fürstenbundpolitik kommt eine gewisse dynamische Spannung in die Angelegenheit hinein. Dies in einem Augenblick, wo durch den Tod Friedrichs des Großen und den Thronwechsel in Preußen sich möglicherweise neue Konstellationen anbahnten und man den Entschlüssen des neuen Königs, Friedrich Wilhelms des Zweiten, erwartungsvoll entgegensah. Die Charaktere der Hauptspieler prägen sich in deutlichen Konturen aus — Carl August von Weimar als treibende Kraft, in seinem jugendlichen Feuer höchst eindrucksvoll, Dalberg, dem sein energischer Einsatz gilt, eine weichere, etwas verschwommenere Persönlichkeit, mehr geschoben als handelnd oder handlungsbereit! Einen eigenen Reiz haben die Nebenpersonen. Welch anziehendes Profil zeigt der lebensvolle, geschmeidige Stein, während die Weltdame, Frau von Coudenhove, wie eine pikante Rokokofigur auf uns wirkt.

In Anbetracht der vielfältigen Bedeutung des Gegenstandes und der politischen Rolle, die Dalberg späterhin zur Zeit Napoleons zufallen sollte, ist es nicht verwunderlich, daß seine Wahl zum Mainzer Koadjutor nicht bloß den Biographen des nachmaligen Kurerzkanzlers des Deutschen Reiches wichtig und darstellenswert erschien, sondern daß ihr auch ein Historiker vom Rang Leopold Rankes Beachtung schenkte und, seine Spur aufnehmend, Sach- und Spezialkenner die historische Wissenschaft durch Quellenaufschlüsse und eigene Forschung bereicherten[1].

---

[1] Siehe dazu das am Schluß dieser Studie zusammengestellte Verzeichnis der einschlägigen Quellen und Darstellungen.

Der Fürstenbund, die letzte politische Schöpfung Friedrichs des Großen, als Gegengewicht gedacht gegen Habsburgs Vormachtsbestrebungen, war bereits eine Tatsache, und den Beitritt des ersten Kirchenfürsten im Reich, des Kurfürsten Carl Friedrich von Mainz, hatte der Monarch noch lebhaft begrüßt. Nicht zu unterschätzen, daß dem Bunde mit dem Anschluß des Mainzers sogar die Mehrheit im Kurfürstenkollegium gesichert war! Für das Zustandekommen der Union hatte der preußische Thronfolger, Prinz Friedrich Wilhelm, schon vor dem Tode seines großen Oheims mit Eifer und Erfolg vorgearbeitet.

Bei Carl August von Weimar hatte der Thronwechsel, wie es auch sonst oft in solchen Fällen geht, das Gefühl geweckt, nun werde Vieles anders werden, manches aufblühen. Seine brieflichen Ergüsse lassen keinen Zweifel, er setzte für die Gestaltung der deutschen Verhältnisse auf die Persönlichkeit des neuen Königs große Erwartungen. Vertrauliche Nachrichten des ihm befreundeten preußischen Hofjägermeisters Freiherrn Johann Friedrich vom Stein, eines älteren Bruders des nachmals so berühmten großen Reformministers, mochten ihn darin bestärken. Denn Stein rühmte den Tätigkeitsdrang des Monarchen. Auch für Hertzberg, den Leiter der preußischen Außenpolitik, von dem sich Carl August später abwandte, fielen in dieser hoffnungsfreudigen Stimmung gnädige Seitenblicke ab. Doch hätten ihn einige Einschränkungen, die ein so kritischer Milieukenner wie Stein hinzufügte, schon stutzig machen können. Denn da war bereits die Rede, der hohe Herr arbeite etwas planlos und man könne keinen rechten Zusammenhang dabei entdecken. Das Urteil vollends, dem der zungenfertige Herr einige Berater Seiner Majestät, darunter Görtz und Bischoffswerder unterwarf, lautete völlig ablehnend, über Hertzberg mehr als kühl. Stein legt allerdings einen Teil der Schuld, warum Friedrich Wilhelm auf den nächsten besten hereinfalle, der mangelhaften Erziehung durch den Vorgänger zur Last; der habe in seiner Härte den Thronfolger vom Verkehr mit bewährten Männern abgeriegelt. Obwohl Stein in seinem Brief bereits von Gesindel sprach, das sich vordränge, von Nebelgespinsten, die es hoffentlich zu zerreißen gelinge, scheint Carl August in seinen günstigen Erwartungen nicht wankend geworden zu sein. Für seinen politischen Wirkungsdrang sah er freiere Bahn vor sich als zu Friedrichs Zeiten. Und wie hätte ihn, so wie er war, die Aussicht, zu größerer Geltung zu gelangen, unberührt lassen können!

Seine Brust war geschwellt von Tatendrang, der Schwager auf dem Thron war ihm gut gesinnt und siehe da, es verging kein volles Vierteljahr, da hatte er schon einen Gunstbeweis des Königs in der Hand. Friedrich Wilhelm ließ ihn durch den Fürsten von Dessau einladen, ihn

ohne Aufschub in Berlin aufzusuchen. Mitte November, überströmend glücklich, das Herz voll Dankbarkeit fand er sich dort ein, wo er auch mit dem Bruder der Mutter, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig mehrfach gern zusammen war, in dem viele den kommenden Mann erblickten.

Die „innere Verfassung des preußischen Staates", schrieb er seiner Mutter Anna Amalia am 3. Dezember 1786, „liegt noch in gewaltiger Gärung", lasse aber „die blühendsten Aussichten blicken". Ein Wort, höchst bezeichnend für seinen damaligen Optimismus! Der nahe Umgang mit dem König füllte ihn mehr als alles andere aus. Man sah den Weimarer viel in dessen Umgebung. So besuchte er in seinem Gefolge, wie eine „Geschriebene Zeitung" zu berichten weiß, auch den Berliner Christmarkt, bei dem sich die Unterschiede der Stände einigermaßen verwischten. Beide Monarchen kauften für ganz stattliche Summen Geschenke ein. Auch besichtigten sie zusammen das künstliche Bergwerk, das der Kaufmann Aschenborn an der Breiten Straße in seinem Laden aufgestellt hatte.

Daß Carl August zu den Vertrauten des Monarchen gehörte, entging auch ausländischen Beobachtern nicht. Mirabeau, wohlunterrichtet, aber noch mehr klatschfreudig, behauptete in seinen geheimen Berichten, der Herzog habe die Königin im Auftrage seines königlichen Schwagers zu überreden, daß sie in die geplante Nebenehe mit Fräulein von Voß einwillige. Eine Aussage, die übrigens in den sonstigen Überlieferungen quellenmäßig keine Stütze findet, wie denn überhaupt Mirabeaus Urteile über den Weimarer bis zur Gehässigkeit verzerrt und von Cliqueneinflüssen getrübt sind.

Die gesellschaftlichen Ablenkungen Berlins und selbst die Jagden, die dem Gast geboten wurden, befriedigten ihn jedoch nur halb. Die Aufgabe, die ihm von Friedrich Wilhelm gestellt wurde, brannte ihm auf den Nägeln. Goethe im fernen Rom mußte lange auf einen Brief warten und deutete das Ausbleiben einer Äußerung bereits als Mißstimmung. Als dann Mitte Dezember der Herzog endlich das Schweigen brach, war der Flüchtling, so sehr ihn die großherzige Haltung Carl Augusts beglückte, recht bekümmert, von einem Unfall zu hören, der ihm zugestoßen war. Die Betrübnis galt wohl hauptsächlich dem Mißgeschick und der stürmischen Art des Reiters. Aber was er Charlotte von Stein darüber schrieb, klang auch nicht so, als ob er an den politischen Geschäften seines Herzogs Freude habe. Offenbar bedauerte er nach wie vor die Ausflüge des Landesherrn in die hohe Politik. Goethe sah zu schwarz. Carl August hatte zwar einen schweren Sturz vom Pferde getan und sich dabei am Kopf und Rücken verletzt, erholte sich jedoch ziemlich schnell.

Diesmal hatte er sich keine Waghalsigkeit vorzuwerfen; er war vorsichtig geritten, aber in ein durch lockeren Sand verdecktes Loch geraten.

Der König saß öfters am Lager des Schwagers. Sie hatten viel zu besprechen, und den Patienten drängte es, Berlin so bald als möglich wieder zu verlassen. Denn seit Ende November standen die Grundzüge des Planes fest, den Carl August ganz persönlich ausgearbeitet und dem Monarchen unterbreitet hatte; dieser billigte sie ausdrücklich und geizte nicht mit Beweisen seines Vertrauens.

Dann war Anfang Dezember Knebel vom Herzog insgeheim aufgefordert worden, sich als sein Begleiter auf einer mehrwöchigen Reise bereit zu halten. Doch dürfe kein sterblicher Mensch, schärfte er ihm ein, davon erfahren, bis es Zeit sei; die dazu erforderliche Garderobe bestehe bloß aus Fracks und einem schwarzen Hofkleide. Der Gefährte seiner Jugendtage erklärte sich bereit, übrigens nicht ohne Hinweis darauf, wie beschränkt alle seine Kräfte seien, was in seiner Sprache u. a. hieß, es dürfe ihm kein Aufwand aus diesem Unternehmen erwachsen. Doch versuchte er abzumahnen: man fürchte mit Recht, daß über einer neuen Reise das Interesse Seiner Durchlaucht an der eigenen Person, an Haus und Land erkalte. Er fand dafür beherzte, aufrechte Worte; sie drückten gewiß sein eigenes Empfinden aus, aber man glaubt auch Goethes Meinung daraus zu vernehmen, die er kannte. Die tätige, warme Liebe, die allein andere glücklich mache und sich selbst beglücke, sagte der Biedermann, müsse verloren gehen, die Hochachtung derer aber, die an seiner Aufgabe inneren Anteil nähmen, würde sinken. Carl August ließ sich zwar durch Knebel daran erinnern, was eigentlich seines Amtes sei: nämlich aus einem mittelmäßigen ein gutes Volk, aus einem armen Land ein wohlernährtes, zufriedenes zu machen. Die Reise aber gedachte er nicht zu opfern. Was der König ihm aufgetragen und wie es zu bewerkstelligen sei, füllte ihn in diesem Augenblick restlos aus. Es war ein Spezialfall der Unionspolitik, die Lösung der Mainzer Koadjutorfrage, die schon Friedrich der Große im Gespräch mit Carl August ins Auge gefaßt hatte. Sie trat damit in ihr letztes, entscheidendes Stadium.

Dem Herzog allein hatte sie Friedrich Wilhelm II. anvertraut und zwar unter Ausschaltung Hertzbergs und seines Ministeriums, was denn auch bei diesen sofort Eifersucht gegen Carl August weckte. Es fiel ihm zwar nur die Lösung einer speziellen Aufgabe zu. Erfuhren aber die Argwöhnischen und die Neider davon, dann fragten sie sich gewiß: konnte aus dem Sonderauftrag nicht ein dauernder Vorrang werden? — In einem absolut regierten Staat und in einem Milieu, wo das Kamarillawesen ohnehin als Giftpflanze den ordentlichen Geschäftsgang durchflocht, vermochte solche bevorzugte Stellung eines fürstlichen Verwandten,

selbst wenn er ein fähiger, redlicher Mann war, Schaden genug zu stiften. Schwerlich war sich Carl August, als er ans Werk ging, dieser zweideutigen Beisätze des königlichen Vertrauens bewußt. Er genoß es naiv in vollen Zügen und war gewillt, seinen Mann zu stehen, ja ein Meisterstück zu liefern.

Sachlich standen die Dinge etwa so: Seit jenem Besuch Carl Augusts bei Friedrich dem Großen, wo er herzhaft und nicht ohne Erfolg für seinen Freund Dalberg gesprochen hatte, war dessen Kandidatur zwar nicht zu den Akten gelegt worden; aber ihre Betreibung hatte in jenen Monaten des Abwartens, die dem Tode des Königs vorausgegangen waren, etwas gelitten. Es bestand damals eine Scheu, schwierige Dinge kräftig anzufassen. Ferner besaß der jüngst ernannte diplomatische Vertreter Preußens an den kleinen mitteldeutschen Höfen, Johann Christoph von Böhmer, ein etwas steifleinener Herr, gegen dessen Persönlichkeit Carl August mancherlei Kritik aus dem Munde von anderen hörte und selber übte, nicht die Geschicklichkeit, deren man auf dem schlüpfrigen Parkett der Mainzer Diplomatie bedurfte, um die gewünschte Entscheidung zu erzielen. Seit längerem wurde in Fürstenbundkreisen viel darüber geredet und gemunkelt, wie er zu ersetzen sei. Auch Carl August zeigte sich daran interessiert, wobei er an Herren seiner Bekanntschaft wie Görtz oder Stein dachte. Überhaupt hatte er auf alles, was sich in Mainz zutrug, ein wachsames Auge, und es gab sicherlich damals im ganzen mittel- und westdeutschen Umkreis niemanden, der mit solcher Stetigkeit und mit solch lebhaftem Anteil wie er Dalbergs Anwartschaft als eines der nächsten wesentlichen Ziele der preußischen Politik vertrat. Seine Unzufriedenheit mit dem preußischen Gesandten an dem von inneren Intrigen durchzogenen, von auswärtigen Nebenbuhlern umworbenen geistlichen Hofe wuchs, als er im März (1786) von Görtz erfuhr, Böhmer suche Dalberg als eine Kreatur Wiens verdächtig zu machen. Vor allem aber schien die Wahl des Erfurter Statthalters in Frage gestellt, solange das eingetretene Mißverhältnis zwischen diesem und seinem kurfürstlichen Herrn nicht wieder eingerenkt war. Ganz richtig erkannte der Herzog die Versöhnung der Beiden als Vorbedingung des Gelingens, als eine neue schwere Erkrankung des Reichserzkanzlers im Herbste dazu mahnte, nicht länger zu zögern.

So kam es, daß Friedrich Wilhelm seinen Weimarer Schwager mit der Obsorge für die Mainzer Angelegenheit betraute. Carl August wurde sozusagen Gesandter in besonderer Mission und mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet. Daß er seine Schritte unabhängig vom Ministerium einrichten konnte, erhöhte den außerordentlichen Vertrauensbeweis, den ihm der König gab. Nur der Marchese Lucchesini, der letzte aus dem

literarischen Kreise Friedrichs des Großen, und der Landjägermeister Johann Friedrich vom Stein wurden mit eingeweiht — der eine, um die Korrespondenz zwischen König und Herzog zu führen, der andere als guter Kenner der Mainzer Verhältnisse. Durch den dortigen Hannoverschen Gesandten von Steinberg, der mit einer Schwester Steins verheiratet war, konnte er allenfalls am kurfürstlichen Hof einen gewissen Einfluß ausüben. Von den Mitgliedern des Fürstenbundes sollte im gegebenen Augenblick zunächst nur Hannover, später auch Sachsen unterrichtet werden. Einfach über die Bundesgenossen hinwegzugehen, ging nicht an. Außerdem benötigte man sie, um an der Finanzierung des Geschäftes mitzuwirken. Freilich, in Hannover neigte man dazu, nicht Dalberg, sondern dem Domherrn von Dienheim, der ebenfalls als fürstenbundfreundlich galt, die Koadjutorschaft zuzuwenden. Fast noch bedenklicher, aber höchst bezeichnend war es, daß schon Mitte Dezember der Herr von Beulwitz, Minister Seiner Britischen Majestät, Georg dem Dritten aus Berlin zu berichten wußte, die Kabinettsminister Finkenstein und Hertzberg, obwohl sonst keineswegs miteinander einig, hätten ihn beide vor dem steigenden Einfluß des Weimarer Herzogs gewarnt. Den gelte es zurückzudrängen.

Noch bevor also Carl August Berlin verlassen hatte, um den königlichen Auftrag auszuführen, waren bereits Maulwürfe an der Arbeit, ihn zu untergraben, und zwar zwei Männer, die Dalberg, dem Kandidaten des Herzogs, an sich gewogen waren. Vorderhand waren dies Unbekannte im Spiele. Carl August bereiteten sie keinen Kummer, weil er noch zu unbefangen war, geheime Quertreibereien solcher Art zu argwöhnen. Auch die in Dalbergs Denkweise liegenden Schwierigkeiten schätzte er jetzt schon schwerlich richtig ein. Daß der ehrenhafte, aber weltfremde Wunsch Dalbergs nach einer von außen unbeeinflußten Wahl in einem so nachlässig geleiteten, ränkeumsponnenen Staatsgebilde wie Kurmainz ein frommer Wunsch bleiben werde, sagte er sich von vornherein. Die üppige Lebensweise und die Unzahl von Ämtern, die Menge der Sinekuren standen in grellem Kontrast zu den finanziellen Kräften. Über das Unwesen der Parteiungen und Grüppchenbildungen genußsüchtiger, ambitiöser und geldgieriger Domherren sah Carl August wohl von Anfang an klar, wenn auch vielleicht nicht über die Ausmaße der Fäulnissymptome. Erst beim Herannahen der französischen Revolutionsheere sollte ja die innere Haltlosigkeit des geistlichen Hofes auf der ganzen Linie an den Tag kommen.

Carl August widmete sich dem Auftrag des Königs mit Schwung und Hingabe. Zu Hause hatte man schon zuvor wenig Verständnis dafür gezeigt, daß der Landesherr sich mit Dingen abgab, die mit seinem heimat-

lichen Pflichtenkreis nichts zu tun hatten. Nun murrten die Weimarer noch mehr, ihr Herzog vergäße sie ganz, treibe sich zu viel auf kostspieligen Reisen umher, während er das Geheimnis, das er über sein Tun breitete, im Stillen wie ein Abenteuer oder wie ein Maskenspiel genoß.

Zunächst mußte er sich in Person auf den Schauplatz der Ereignisse nach Mainz begeben, und zwar so unauffällig wie möglich. Denn ohnehin wurde die Betriebsamkeit des Herzogs schon scharf beobachtet, und doppelt galt es daher, den Zusammenhang zwischen Berlin und Weimar in dieser hochpolitischen Sache zu verschleiern. Daß dies allerdings nicht gänzlich gelang, beweist uns ein schon im Januar nach Paris abgegangener Brief Mirabeaus, der sich damals noch in Berlin aufhielt. Darin berichtet er von Carl Augusts Mainzer Reise in der Koadjutorsache als einer feststehenden Tatsache und legt der französischen Regierung nahe, ihn etwas überwachen zu lassen, wenn er die ober- und mittelrheinischen Höfe aufsuche. Von dem geheimen Wissen des späteren Vorkämpfers der französischen Revolution konnte nun freilich Carl August keine Ahnung haben. Er glaubte, sein Spiel der Welt auf besonders schlaue Weise zu verbergen.

Es war ein förmlicher Feldzugsplan, den Carl August dem König vorgelegt hatte, ein meisterhaft angelegtes Versteckspiel, dessen Fäden bei ihm wie in einem Marionettenstück zusammenliefen. Nur daß sich die Puppen ab und zu erlaubten, etwas aus der Reihe zu tanzen.

Das erste war, daß der Markgraf von Baden veranlaßt wurde, unter dem Vorwande einer Familienberatung den Herzog in aller Form nach Karlsruhe einzuladen, womit einem Mainzer Aufenthalt Carl Augusts das Aussehen eines gelegentlichen kleinen Abstechers auf der Durchreise nach der badischen Residenz gegeben wurde. Selbstverständlich sorgte man dafür, daß sich die in den zierlichsten Schnörkeln höfischen Stils abgefaßte markgräfliche Einladung in der politischen Welt herumsprach. Ein Kernstück des Plans bildete natürlich die unmittelbare Bearbeitung des alten Kurfürsten; sie behielt sich der Herzog teils selber vor, teils dachte er sie sorgfältig auszuwählenden Persönlichkeiten seiner Umgebung zu. In einer Reihe sehr behutsam abgestimmter Unterredungen, die schrittweise nur dem eigentlichen Zweck sich nähern sollten, zeichnete Carl August den Gang der Verhandlungen mit Erthal und mit seiner einflußreichen Nichte, Frau von Coudenhove vor. An sie ließ sich der Herzog durch den Jägermeister vom Stein empfehlen. Denn ihr Vertrauen zu gewinnen, darauf kam viel an. Jedes Gespräch war auf die Person des Partners zugeschnitten und natürlich war auch der Gesichts-

punkt nicht vergessen, was die Diener des jetzigen Kurfürsten dereinst von Dalberg, wenn er sein Nachfolger würde, zu erwarten hätten.

Man spürt das Vergnügen des Heißblütigen heraus, seinem königlichen Auftraggeber und der Welt einmal darzutun, wie diplomatisch er, der als Draufgänger bekannte Mann des Sturm und Drangs, sich auf dem glatten Parkett eines so eigenartigen Hofes zu bewegen vermöge. — Auf der Rückreise von Karlsruhe sollte ein zweiter Aufenthalt in Mainz nach einer angemessenen Pause Gelegenheit bieten, die Wirkung der ersten Unterredung zu beobachten und sie weiterzuführen. Würde der Kurfürst die Koadjutorenschaft Dalbergs am Ende gänzlich ablehnen, dann wollte der Herzog ihm den Wunsch des Königs eröffnen, er möge sich einen Koadjutor eigener Wahl zur Seite stellen und die dazu erforderliche Summe aus der Hand Preußens und Hannovers entgegennehmen.

So der Plan des Herzogs: Alles war recht klug ausgedacht. Indessen, schon bei der Unterredung, die Carl August vor Antritt seiner Reise mit Dalberg gleich nach Jahresbeginn hatte (2. Januar 1787), ohne ihm das Geheimnis seiner Sendung preiszugeben, stieß er auf die ersten Schwierigkeiten seines Auftrages. Sie lagen in der unklaren Persönlichkeit des Kandidaten selbst, der keinem Ding gerade ins Auge schaute und sogar in eigener Sache vor wirklichem Einsatz zurückscheute. Zwar äußerte er sich unionsfreundlich. Auch erteilte er seinem fürstlichen Gönner Vollmacht, alles ihm notwendig Erscheinende für die Aussöhnung mit Erthal und für seine Zukunft in die Wege zu leiten. Er versprach das Seine zu tun, um eine Annäherung mit jenem zu erzielen. Aber schriftliche Erklärungen abzugeben, war er nicht bereit aus Besorgnis, sich dadurch vor Menschen bloßzustellen, denen er mißtraute. Denn daß er bei seinen Standesgenossen in Mainz auch Gegenwind hatte, war ihm ebenso bekannt wie das schwankende Verhalten von Domkapiteln überhaupt, deren Gruppierungen von einem Tage zum anderen wechseln konnten. Carl August mußte sich mit mündlichen Zusicherungen des Übervorsichtigen begnügen und verteidigte dem König gegenüber die Weigerung des Freundes mit dem Hinweis auf die in der Tat kaum zu überschauenden und noch weniger zu berechnenden Verhältnisse im Mainzer Kapitel.

Dort lag das Haupthindernis darin, daß Dalberg zwar eine anscheinend zuverlässige Gefolgschaft besaß, der Kurfürst-Erzbischof jedoch seinem eigenen Günstling, dem unbeliebten Freiherrn von Dienheim zum Siege verhelfen wollte, für den übrigens General von Hatzfeld, der Bruder der Frau von Coudenhove, auch er eine nicht unwichtige Figur an dem geistlichen Hofe, in Hannover schon gutes Wetter gemacht hatte. Dienheim konnte sich zwar mit den gewinnenden Eigenschaften seines Nebenbuhlers Dalberg nicht messen, galt aber ebenfalls als Anhänger des

Fürstenbundes, so daß sich die beiden Rivalen, gerade von der allgemein politischen Seite her gesehen, im Lichte standen und zu fürchten war, daß die kaiserliche Partei unter solchen Umständen ihren Kandidaten, den Domdechanten von Fechenbach durchsetzen werde. Da Hannover zudem für Dienheim, den Schützling des Kurfürsten wirkte, kam Carl August zu dem Schluß, Dalbergs Wahl werde doch verhältnismäßig am leichtesten zu erreichen sein, wenn man dahin käme, die Abneigung Erthals gegen ihn zu überwinden; freilich sagte er sich, es würde sich dann die Sache vermutlich in die Länge ziehen. So antwortete er auf den Zuruf Steins, er solle ja nicht zurückkommen, ohne einen Koadjutor gemacht zu haben, schlagfertig mit dem Witz, Rom sei auch nicht an einem Tage gebaut worden!

Kurfürst Friedrich Carl Joseph war heiter auf das Versteckspiel des ihm angekündigten Incognito eingegangen. Unter dem Namen eines Grafen von Allstedt trat denn Carl August in Begleitung Knebels am Tage nach Dreikönig (7. Januar) die Reise nach Mainz an, wofür er von Eisenach aus nur vierundzwanzig Stunden brauchte. Goethe war es um beider willen lieb, daß Knebel mitging. Man dürfe sich nicht isolieren, empfahlt er dem Hypochonder, in Gesellschaft lerne man eher, sich und andere zu tragen!

Carl Augusts zuversichtliche Stimmung strahlte auch auf den flüchtig gewordenen Freund in Rom aus. Denn Goethe empfing von ihm einen Brief aus Mainz, „so mild, wohltätig, schonend, aufmunternd und herzlich, daß mir", schrieb er an Frau von Stein, „auch von dieser Seite meine Lage die glücklichste scheinen müßte. Und sie wird es seyn", fügte er hinzu, entschlossen voll zu genießen, was ihm Italien und der Herzog schenkte. Denn der hatte ihm soeben mitgeteilt, er brauche nicht vor Weihnachten des laufenden Jahres zurückzukehren. Goethe war über die Botschaft beglückt. Sie habe in seine „Lauf- und Reisebahn neues Licht und Freude gebracht", antwortete er Carl August in einem seiner schönsten Briefe, indem er ihn seiner Anhänglichkeit und fortdauernden Gemeinschaft versicherte (Rom, 3. Februar 1787).

In Frankfurt wurde Goethes Mutter aufgesucht. Knebel, der Anna Amalia und seinen Schwestern einiges von der Fahrt erzählte, fand die Rätin um zehn oder zwölf Jahre, seit denen er sie nicht mehr gesehen, verjüngt. Das reiche, schöne Mainz mit der herrlichen Residenz, an der Erthal und seine Vorgänger die Baulust des Barock und Rokoko ausgelebt hatten, machte dem zum Weimarer Kleinstädter Gewordenen Eindruck. Weniger gefielen dem Begleiter des Herzogs die Domherren. Sie kamen ihm vor wie „die Freier der Penelope, übermäßig im Genuß der Habe, die sie verschlingen". Klugheit, Geschmack und Kenntnisse des

Kurfürsten erkannte er an. Im Aussehen einem Portugiesen oder Spanier gleichend, schien ihm Erthal eine eigene, seltene Gattung von Mensch zu repräsentieren. Man merkt, er machte im Stillen seine Vorbehalte.

Carl August ging, während sich Knebel in Muße solchen Betrachtungen überlassen konnte, seinen diplomatischen Geschäften nach. Er stellte beim Kurfürsten und seinem einflußreichsten geistlichen Rat Valentin Heimes, bei dem General Grafen Hatzfeld und dessen Schwester, der vor einem Jahr verwitweten Generalin Sophie von Coudenhove, eine dem Fürstenbunde sehr gewogene Gesinnung fest. Erthal, nie leicht von Entschlüssen und oft eher ihnen ausweichend, wünschte den weiteren Ausbau des Bundes; die erstrebte Lösung der Koadjutorfrage dagegen sah er als schwierig, wenn auch nicht als aussichtslos an.

Da Carl August, obwohl er eine gut ausgearbeitete Berliner Chiffre bei sich hatte, eine schriftliche Berichterstattung über die in Mainz gemachten Erfahrungen zu gewagt fand, zog er vor, es mündlich zu tun und eilte insgeheim in wahrem Hetztempo von Karlsruhe nach Potsdam, wo er in Steins Haus in dunkler Nacht abstieg. Der Frau Rat Goethe gab er mit dem Kompliment, er kenne ihre Zuverlässigkeit, Vorsicht und Verschwiegenheit, Weisung, auf welche Art sie für ihn einlaufende Post weiterbefördern lassen solle. Um sein Incognito zu wahren und zu verhüten, daß er bei Benutzung der Post durch die Postillone erkannt würde, hatte ihm Stein, zumal er über die Improvisation wenig erbaut war, einen königlichen Jäger mit einem schäbig aussehenden, aber wohlbespannten Wagen auf halben Weg zwischen Wittenberg und Treuenbrietzen entgegengesandt. Der König und die beiden anderen Eingeweihten — Lucchesini und Stein — waren über den Schritt Carl Augusts einigermaßen beunruhigt, denn sie fürchteten, das Geschäft könne einen Aufschub erleiden und das Geheimnis sich lockern.

Die Reise verlief ohne Zwischenfälle. Gleich am Tage nach seiner Ankunft, am ersten Februar, hatte Carl August eine Beratung beim König und wohnte seitdem, da die Öffentlichkeit nichts von seinem Aufenthalt erfahren sollte, zwei volle Wochen lang fast wie ein Gefangener, aber von einem zuverlässigen Diener betreut, in einem abgelegenen Appartement des weiträumigen Schlosses. Nur Stein, Lucchesini und Böhmer wußten von seiner Anwesenheit. Der gute Knebel aber mußte in Weimar falsche Nachrichten über den Aufenthaltsort des Herzogs ausstreuen.

Die Mainzer Eindrücke, die Carl August zu dieser überraschenden, auch den König etwas beklemmenden Fahrt veranlaßt hatten, ergaben in der Tat einen Befund, der durchaus nicht einfach lag und eine mündliche Aussprache angezeigt erscheinen ließ. Wohl hatte er den bundesfreund-

lichen Erthal nicht abgeneigt gefunden, sich in einem Koadjutor eine Art Bürgen für die Stetigkeit des eingeschlagenen politischen Kurses beiordnen zu lassen. Das war ein Fortschritt; denn zeitweilig hatte sich der hohe Herr doch sehr dagegen gesträubt, noch zu Lebzeiten einen Nachfolger als eine Art Mitregenten neben sich zu haben. Doch trug er Bedenken, daß Preußen allein dabei die Initiative zufalle. Es sollte sich vielmehr mit den anderen beiden wichtigsten Staaten, Hannover und Kursachsen, zusammentun, damit alles wohlgelinge. Ein nicht unbilliges Verlangen. Carl August, der diesen Wunsch unterstützte, erreichte es denn auch, daß der preußische Gesandte in Dresden, Herr von Alvensleben, ein Vertrauter Friedrich Wilhelms, angewiesen wurde, den Kurfürsten von Sachsen und ebenso in Hannover den Herzog von York, Sohn König Georgs von England, entsprechend zu unterrichten, um sie endgültig für das Vorhaben zu gewinnen. Da beide Staaten schon zu Ende des Vorjahres ihr grundsätzliches Einverständnis und sich auch zu finanzieller Beihilfe bereit erklärt hatten, stand man damit — so schien es wenigstens — vor keiner unüberwindlichen Schwierigkeit. Bezeichnend aber, daß man auch diesmal die amtlichen Sachwalter der drei Höfe, ihre Ministerien, nicht mit ins Spiel hineinzog. Tiefgeheim und als persönliches Anliegen der Staatsoberhäupter wurde die Sache abgemacht. So segelte man ganz im Fahrwasser der reinen Kabinettspolitik, wie sie nun einmal zur Hauptsignatur des Jahrhunderts gehört.

Mehr Kopfzerbrechen machte die Sorge des Erzbischofs, die Zustimmung des päpstlichen Stuhls zu einer Koadjutorenwahl zu erhalten. Erschwerend fiel hier ins Gewicht: seine Beziehungen zu Rom hatten ernstliche Trübungen erfahren, seitdem sich Friedrich Carl Joseph in den Emser Punktationen, worin ein halbes Jahr zuvor das Programm der erzbischöflichen Opposition im Reich niedergelegt worden war, an deren Spitze gestellt hatte. Der päpstlichen Gewalt hatte sich das Episkopat entgegengeworfen: ein bedeutsamer, geschichtlich denkwürdiger Anlauf war gemacht, der allerdings bald wieder in sich zusammensinken sollte. Wieder einmal, wie an der Wende des Mittelalters zur Neuzeit, schienen sich die Umrisse einer Katholischen Nationalkirche in dem aufgeklärten Deutschland jener Tage zeigen zu wollen. Freilich, auch eine neue Welle religiöser und kirchlichen Erregung begann sich damit vom Westen her im Zeichen des Febronianismus und der Gegnerschaft, die er alsbald weckte, über das übrige katholische Deutschland auszubreiten.

Sollte die Mainzer Koadjutorwahl gelingen, setzte das eine Besserung des gespannten Verhältnisses zwischen Rom und Mainz voraus, und eben die vom Kurfürsten gewünschte Vermittlung Preußens, das sich dem Streit um die Emser Punktationen wohlweislich ferngehalten hatte und

auf besserem Fuß mit der Kurie stand, half Carl August anbahnen. Es geschah freilich in der Annahme, daß sich der Erzbischof nicht halsstarrig auf den in Ems umschriebenen Standpunkt versteife. Der geschmeidige Lucchesini wurde als geborener Italiener und überdies als Freund des Kardinalstaatssekretärs Buoncompagni nach Rom entsandt, um den Papst mit dem vornehmsten deutschen Erzbischof, dem Kurerzkanzler des Reichs, auszusöhnen, was der politischen Pikanterie nicht entbehrt: die protestantische Vormacht Deutschlands schickte sich damit an, einen Zwist im katholischen Lager zu beschwichtigen.

Wenn schließlich Erthal unverblümt zu erkennen gab, es seien größere Geldmittel erforderlich, um einige Mitglieder seines Domkapitels zu gewinnen, das nicht tugendhafter war als andere seinesgleichen in dieser Zeit des Niedergangs der geistlichen Staaten, und wenn Preußen dafür einsprang, so fiel — wie sich bald erweisen sollte — auch bei diesem zweifelhaften Geschäft dem Weimarischen Mittelsmann eine gewisse Rolle zu. In der Überwindung der Hauptschwierigkeit allerdings war Carl August nicht erheblich vorangekommen.

Denn er hat den Kurfürsten, der es sichtlich als Zumutung empfand, noch zu Lebzeiten sich über seinen Nachfolger zu äußern, nicht dazu überreden können, dafür an erster Stelle die Wahl Dalbergs zu befürworten. Nach wie vor hielt Erthal an seinem Günstling Dienheim fest, und da dieser dem Fürstenbund anhing, war Carl August und seinen Auftraggebern eine Bekämpfung dieser Kandidatur ungemein erschwert, ja unmöglich gemacht. Man mußte sich wohl oder übel, so schien es zunächst, damit abfinden. Doch brachte der Herzog den hartnäckigen alten Herrn wenigstens dazu, an anderer Stelle, nämlich in Würzburg eine Förderung Dalbergs zu verheißen, also an jener anderen, nicht unrühmlichen Stätte geistlicher Aufklärung in Deutschland, wo er in die Fußstapfen der Schönbornschen Überlieferung treten konnte. Ein Versprechen, nicht mehr, über das sich Stein weidlich lustig machte! Denn wer bürgte dafür, daß man in Würzburg dem Erzbischof von Mainz einen solchen Gefallen tun würde? — So wenig dieser ohnehin flüchtig hingezeichnete Ausweg dem Ziele seiner Diplomatie entsprach, ganz gab Carl August die Hoffnung es zu erreichen nicht auf. Mißglückte es nämlich dem Mainzer Kurfürsten, bei dem schwachen Rückhalt, den Dienheim im Kapitel hatte, seinem Kandidaten die nötige Stimmenzahl zu verschaffen, und mußte er das Scheitern seines Lieblingsplanes voraussehen, dann war vielleicht zu hoffen, daß er sich zuletzt doch noch dazu aufraffte, um der guten Sache willen seiner persönlichen Antipathie gegen Dalberg nicht nachzugeben und ihn als zweiten zur Wahl vorzuschlagen. Die Dinge verblieben somit

in einem Schwebezustand, als Carl August von Berlin nach Weimar zurückkehrte. Am achtzehnten Februar war er wieder daheim.

Nach wie vor überließ ihm der König die Leitung der Angelegenheit. Er war es, der die königlichen Instruktionen für Böhmer ausarbeitete, da der Kurfürst dessen Beibehaltung erbeten hatte — ein Kummer für Görtz, dem Carl August die bittere Pille so viel wie möglich durch Zureden zu versüßen suchte. Im Auftrag Berlins spann er den Faden der Verhandlungen mit Erthal in langen eigenhändigen Schreiben fort. Seine Feder war unermüdlich. Denn auch mit Dalberg, mit Stein und Steinberg, mit dem Grafen Hatzfeld und dessen Schwester, die nun zum wichtigsten Vorposten der Fürstenbunddiplomatie in den Gemächern ihres geistlichen Ohms wurde, lief der Briefwechsel in vertraulicher Form weiter.

Der Herzog hatte kaum Sinn mehr für anderes. Ab und zu ging ihm Knebel, der jetzt in Jena saß, zur Hand, sei es daß er ein Schriftstück für ihn aufsetzte oder auf herzoglichen Wunsch einmal ein Urteil abgab. So etwa, als sich der Markgraf von Baden für den Vorschlag des Berliner Kapellmeisters Reichardt erwärmte, eine große allgemeine Tonschule zu gründen, um die Bildung, damit aber auch das gesamte Niveau des deutschen Volkes zu heben. Der Herzog hatte Bedenken und bat Knebel, sich zu der von ihm entworfenen Antwort zu äußern. Knebel zerpflückte den Plan, Carl August schloß sich der reichlich handfest vorgetragenen Skepsis des Urfreundes an, zumal auch Herder abriet. Doch kleidete er seine Kritik schon aus Rücksicht auf den badischen Verwandten, der es so gut meinte, in schonende Form. Wie sich bald zeigte, blieb das Ganze eine Episode. Sie spielte im März. Knebel gestand, daß bei der jetzigen Lage nicht viel zu tun sei.

Carl August aber lagen im Augenblick, obwohl er an kulturellen Dingen gewiß Anteil nahm, die politischen näher; sie vorwärtszubringen war er bestellt, und da kam ja nun ziemlich viel darauf an, wie sich Dalberg, das Hauptobjekt der ganzen Wahlkampagne, in der sich so wunderlich weltliche und geistliche Kräfte neben-, mit- und gegeneinander betätigten, verhalten werde. Es sah nicht aus, als habe er Lust, auch als Subjekt des Geschehens aufzutreten. Von ihm war Carl August in diesen Monaten wenig angetan, da jener durch Ungeschicklichkeit und übereilte Schritte zur Mißstimmung seines Mainzer Oberhirten beigetragen hatte. Daß Erthal nun seinem Erfurter Statthalter, dem er vorher mit Kälte und Mißtrauen begegnet war, immerhin etwas mehr Wohlwollen bezeugte, verspürte dieser mit Freude und sprach dem Herzog dafür auch seinen Dank aus. Aber das politische Glaubensbekenntnis, das ihm Dalberg gleichzeitig mit rührseligem Pathos ablegte, bezeichnete der spottlustige Stein geradezu als sentimentales Gewäsche. Denn der Statthalter, der

mehr in Träumen als in der Wirklichkeit zuhause schien, redete darin sogar davon, daß der fürtreffliche Fürstenverein nach und nach ein Bund des Reiches und sogar des Kaisers werde. Eine Anspielung, die zum mindesten Mißverständnisse wecken konnte, nachdem die Union dem Abwehrbedürfnis gegen die kaiserliche Vormachtspolitik Josephs II. ihren Ursprung verdankte. König Friedrich Wilhelm, dem der Herzog durch Stein dieses Zeugnis eines verschwommenen Patriotismus zur Kenntnis brachte, nahm es begreiflicherweise denn auch mit Mißfallen auf und meinte ganz richtig, wenn alle uniert wären, bräuchte man ja keinen Fürstenbund. „Der aber ist nötig, weil wir alle nie eines Sinnes werden können". Es ist die schmerzhafte Tatsache des deutschen Dualismus, auf die der Beherrscher Preußens damit den Finger legte. Carl August aber warnte Dalberg mit sehr ernsten Worten, wenn auch in liebenswürdiger Form, vor versteigenen Weltverbesserungsplänen und mahnte ihn, doch nüchterner zu denken. „Wenn man", so schrieb er ihm am 28. II. 1787 [2], „Gelegenheit gehabt hat, die Menschen in allen Ständen denken und handeln zu sehen, deren unausrottbare Leidenschaften, Unbilligkeiten, Lüste und Begierden kennen kann, wenn man dann seine Erfahrungen recht gebrauchen will, so siehet man gewiß ein, daß es denen Menschen garnichts daran gelegen ist, anders als in ihrem Beutel oder in ihren Bequemlichkeiten verbessert zu werden, und daß man auf alle diese eitle Bemühungen endlich Verzicht tun muß. Es ist, dünkt mir, vorzüglicher, sich lieber damit zu beschäftigen, sein Verhältnis zu ordnen, damit man sich in den Stand setze, vielen viel Gutes zu tun, ohne ihnen vorauszusagen, wie und auf was Art man es tun will. Jedes Projekt, welches man vor der Ausführung kund werden läßt, wird beständig getadelt; die Leute müssen nur aus den Folgen die Güte der Absicht erraten... Recht herzlich muß ich Sie aber noch bitten, um Ihrent- und anderer willen nie ein solches Projekt bekannt werden zu lassen, bis daß Ihre Freunde, die es gut mit Ihnen meinen und die keinen rechten Glauben an die Leichtigkeit, die Menschen zu verbessern, haben, Ihr Approbatum dazu geben". Der Dreißigjährige besaß, wie man sieht, ein realistischeres Verhältnis zur Wirklichkeit als der so viel ältere Freund, der alles andere war als ein politischer Kopf. Dalberg nahm die Predigt, die er hatte anhören müssen, nicht übel; er mußte zugeben, er habe durch seine Unbesonnenheit manchmal den „Anschein eines Romanhelden" bekommen und versprach, sich in Zukunft mehr in Acht zu nehmen.

---

[2] Diese Auslassungen sind jetzt im „Politischen Briefwechsel des Herzogs und Großherzogs Carl August von Weimar", herausgegeben von Willy Andreas, bearbeitet von Hans Tümmler (Stuttgart 1954), Band 1, Seite 300 f. abgedruckt.

So enttäuscht und ärgerlich Carl August über den Statthalter war, dessen politische Molluskenhaftigkeit sich erst in der napoleonischen Zeit, freilich aufs verhängnisvollste, auswirken sollte, fallen ließ er ihn nicht. Gewiß, über die leicht erkennbaren Grenzen seines Kandidaten konnte er jetzt nicht hinwegsehen; aber er durfte doch hoffen, daß eine so weiche Natur sich lenken lasse und daß Dalberg, wenn man ihn entsprechend bearbeite, für die Gestaltung eines Fürstenbundes, wie er Carl August vorschwebte, gewonnen und brauchbar werden könne. Daß der Statthalter trotz aller Schwächen seines Wesens weit über dem dürftigeren Dienheim stand, war nicht bloß Carl August klar. Dieser Ansicht war auch die große Weltdame Frau von Coudenhove und neuerdings auch ihr Bruder Hatzfeld, der zu den engsten Vertrauten des Kurfürsten gehörte. Und ebenso dachte, obwohl sein Hof sich wiederholt für Dienheim ausgesprochen hatte, der hannoversche Gesandte Steinberg und dessen Frau, die in ihrer Offenheit ihren beiden Brüdern Stein ähnlich war.

Indessen, Erthal hielt an dem Nebenbuhler Dalbergs fest und hatte für diesen, als die Entscheidung näherrückte, mit preußischem Gelde fast die Hälfte der Stimmen, nämlich zehn von vierundzwanzig gewonnen. Kaiserlicherseits sparte man auch nicht mit klingender Münze, so daß sich eine ganze Reihe von Domherren für den Domdechanten von Fechenbach kaufen ließen. Wichtig, ja entscheidend für den Ausgang der Wahl mußte es werden, für wen Dalberg selbst und seine Anhänger eintreten würden. Der Kurfürst-Erzbischof wünschte, daß der Statthalter und seine Gruppe dem unbeliebten Dienheim durch ihren Beitritt die Mehrheit der Stimmen sichere. Hatzfeld, der auch an der Verteilung der preußischen Bestechungsgelder maßgebenden Anteil gehabt hatte, wurde von seinem Herrn beauftragt, durch Carl August auf Dalberg in diesem Sinne einzuwirken. So bat der General den Herzog um eine Unterredung.

Mitte März sollte sie in Wilhelmsbad stattfinden. Carl August scheute jedoch die Fahrt in diese Gegend, weil er dort allzusehr bekannt war und zudem gerade an einem schmerzhaften Ohrengeschwür litt. So wurde die Aussprache auf den Tag der Frühlingswende nach Schloß Wilhelmstal bei Eisenach verlegt. Graf Hatzfeld entledigte sich seines Auftrages in mündlicher und schriftlicher Form. Aufs dringlichste ließ der alte Kirchenfürst darum ersuchen, Dalberg möge seine persönlichen Wünsche um der gemeinsamen guten Sache willen zurückstellen und mit den Stimmen seiner Parteigänger Dienheim beispringen; als Gegenleistung für den Verzicht, den er ihm zumutete, werde er sich bemühen, ihm die Koadjutorschaft in Würzburg und den Posten eines Reichsvizekanzlers zu verschaffen.

Der Vorschlag dieses geistlich-ungeistlichen Kuhhandels setzte den Herzog in einige Verlegenheit. Nachdem sich der König und seine Verbündeten mit der Person Dienheims abgefunden hatten, konnte er den kurfürstlichen Wünschen natürlich nicht im Wege sein. Dies war man dem künftigen Gedeihen des Fürstenbundes sozusagen schuldig. Trotzdem wird Carl August die Hoffnung auf einen Sieg Dalbergs nicht ganz begraben haben. Der blieb freilich einer der unsichersten Posten in den Erwägungen, die ihm in diesen Tagen durch den Kopf gingen. Wie sollte man wissen, ob der in den Tugendbegriffen seines Jahrhunderts schwelgende Mann, der mehr einer moralisierenden als einer politischen Denkweise huldigte, seinen Freunden nicht unliebsame Überraschungen bereitete, wenn ihm der eifrige Einsatz seines kurfürstlichen Herrn für die Kandidatur Dienheim zu Ohren kam. Am Ende würde er dann, stutzig gemacht durch die dabei angewendeten Mittel, darin einen Widerspruch zu seinen eigenen Grundsätzen entdecken und zudem, in seinem Selbstgefühl verletzt, mit seinen Anhängern nun das Gegenbanner aufpflanzen. Eine solche Schwenkung hätte die kaiserliche Politik in Mainz natürlich auf bedenkliche Art gestärkt und den Fürstenbundplänen einen Schlag versetzt. Denn ohne den Beistand der Dalbergschen Gruppe wäre Dienheim nicht durchgedrungen. Des weiteren aber mußte man sich sagen: der Erzbischof würde die für Dienheim gewonnenen Stimmen erst recht nicht auf einen ihm feindlich begegnenden Dalberg übertragen wollen. Es blieb ihm dann, um einen Sieg der kaiserlichen Partei zu verhindern, nur übrig, seinen Wunsch nach einem Koadjutor überhaupt in letzter Stunde zurückzuziehen.

All diese hintergründigen Möglichkeiten dem Gutdünken einer Persönlichkeit von der schwankenden, unberechenbaren und leicht zu entmutigenden Natur des Statthalters anzuvertrauen, war Carl August nicht in der Lage; er konnte ihm nicht einmal andeuten, daß ihn der Kurfürst, wenn er mit Dienheim nicht durchdringe und Dalberg selbst sich wohlverhalte, vielleicht als zweiten Kandidaten zur Wahl stellen werde. Denn wurde dies bekannt, dann bot man dem Gegner neue Handhaben, Gegenminen auszulegen, und die eigene Partei des Kurfürsten konnte darüber in Verwirrung geraten oder sich zersetzen.

Für die Ausführung des kurfürstlichen Auftrags und den Rest von Hoffnungen, die er noch im Stillen hegte, versprach sich Carl August den meisten Erfolg, wenn es zu einer mündlichen Aussprache mit dem Statthalter in seinem Weimar komme. In persönlichem Gedankenaustausch konnte er auch seine nicht völlig aufgegebenen Nebenabsichten am besten verfolgen. Außerdem schien es ihm wie Hatzfeld bei Dalbergs

Neigung, übereilt zu handeln, sehr wünschenswert, daß dieser Mainz in den entscheidenden Tagen fernbleibe.

Da Dalberg von seinem Amtssitz Erfurt abgereist war, galt es, ihn ausfindig zu machen und zur Rückreise zu veranlassen. Dazu setzte der Herzog ihm einen zur Zeit auf Besuch weilenden, ihm gut bekannten holländischen Offizier, den Grafen Lavalette auf die Fährte, um Dalberg zu Ende März eine dringende Einladung nach Weimar zu überbringen. Fände er den Gesuchten nicht in Frankfurt, möge Lavalette im Hause von Dalbergs Bruder Heribert, dem Mannheimer Theaterintendanten nachspüren und, wenn dies vergeblich, in Mainz; in jedem Fall aber wurde ihm eingeschärft, dem Statthalter die Aufforderung zu dem Rendezvous vom siebenundzwanzigsten des Monats zuzustellen. Carl August nahm sich sogar die Freiheit heraus, Dalberg einen wichtigen Auftrag des Königs vorzutäuschen, den ihm Stein, Mitwisser auch dieses Schachzuges, dort zu eröffnen habe — eine Eigenmächtigkeit, für die er nachträglich die Zustimmung des Monarchen einholte. Der ließ sich auch dazu herbei, ein Handschreiben ausfertigen zu lassen, worin er Dalberg zur Unterstützung Dienheims aufforderte; in Weimar sollte es dem Statthalter überreicht werden. Gleichzeitig brachte Stein zwanzigtausend Dukaten mit, die der König zur entsprechenden Verwendung bestimmte. Des Herzogs Kammerdiener Wagner, ein treuer, sehr zuverlässiger Mann, wurde mit dem Gelde nach Mainz entsendet, wo Hatzfeld es noch rechtzeitig in Empfang nehmen und zweckmäßig verwenden konnte.

Zu Carl Augusts Ärger verlief jedoch Lavalettes Sendung, so fein sie von ihm ausgeklügelt war, ganz und gar nicht nach seinen Wünschen. Dalberg war nämlich inzwischen in Mainz angelangt und ließ sich aus Furcht, er könnte seinen ihm ohnehin wenig gewogenen Oberhirten durch überstürzte Abreise verstimmen, nicht bewegen, nach Thüringen zurückzukehren. Auch bildete er sich ein, die aufgeregten Gemüter am kurfürstlichen Hofe pflichtgemäß besänftigen zu müssen. Man möchte es kaum für glaublich halten, daß er darüber im Unklaren war, wie nahe die Entscheidung vor der Tür stand, schrieb er doch noch am achtundzwanzigsten März an den Herzog, es sei ihm vollkommen unbekannt, ob der Kurfürst bei seiner großen geistigen Frische an die Bestellung eines Koadjutors denke. Sein Leben weist aber so manche Züge von Weltfremdheit oder Selbsttäuschung auf, daß die Überraschung, die er wenige Tage später angesichts der schnell in Gang gebrachten vorläufigen Wahl zeigte, nicht gespielt zu sein braucht.

Dem Herzog, dem daran lag, alles Aufsehen zu vermeiden, blieb nun im Sinne des kurfürstlichen und königlichen Auftrags bloß der Ausweg, Dalberg schriftlich die Unterstützung seine Nebenbuhlers Dienheim nahe-

zulegen. Er erteilte ihm diesen Rat in einem ziemlich unmutigen Schreiben, worin er dem in den letzten Wochen angesammelten Ärger Luft machte und schließlich bat, es möchte dem Herrn Statthalter doch endlich gefallen, „die Dinge dieser Welt so zu behandeln, wie sie es verlangen, oder wenn er finden sollte, daß dieses wider seine moralischen Grundsätze läuft, daß er sich entschließe, sich nicht mehr damit zu bemengen und nur ja nicht zu glauben, daß er im mindesten die Drehungen unsers Erdballs durch irgendeine menschliche Kraft oder Willen ändern könnte“ [3]. Wieder blitzte der tiefe charakterliche und weltanschauliche Gegensatz in diesen ausführlichen Darlegungen auf. Mit Recht konnte der Herzog darauf anspielen, daß Dalberg befreundeten Männern wie ihm und Stein, die sich für diese verwöhnte Primadonna des geistlichen Standes die Beine ausliefen, das Handeln nur erschwere und daß er Gefahr laufe, durch seine Anwesenheit in Mainz ihren guten Absichten zu schaden, ja sie geradezu zu vereiteln. Da er nicht in der Lage war, sich persönlich nach Mainz zu begeben, ersuchte er Stein, seinen Brief dahin zu überbringen und alle der Sache dienenden Schritte zu unternehmen. Voll Spannung harrte Carl August, dessen Gesundheit in diesen Tagen nicht die beste war, in seiner Residenz, wie sich die Affäre entwickeln werde, von deren Ausgang er so viel für die Zukunft des Fürstenbundes erwartete.

Stein kam gerade noch, bevor die Würfel fielen, in Mainz an und zwar am neunundzwanzigsten des Monats März abends. Hatzfeld und seiner Schwester, in deren Haus er sich verborgen hielt, gelang es, dem aufkommenden Gerücht von seiner Anwesenheit zu begegnen. Nachdem in der Nacht vom dreißigsten zum einunddreißigsten mit der Gewinnung und Zählung der Stimmen begonnen werden sollte, begab er sich im Morgengrauen um fünf Uhr zu Dalberg, um dessen Gruppe mit Hilfe der kurfürstlichen Versprechungen für Dienheim zu sichern. Er ahnte die Vergeblichkeit dieses Ganges, der ihm schwer genug ankam, im vorhinein. Sein dunkles Vorgefühl hatte ihn nicht betrogen: Dalberg lehnte ab.

Dieser sah das Ganze als einen unwürdigen Handel an und kam damit auf sein früheres Postulat einer kanonisch einwandfreien Wahl zurück. Zudem überschätzte er die Zahl seiner Anhänger: statt vierzehn, mit denen er rechnete, waren in Wahrheit nur fünf für ihn zu haben. Jetzt stand man also vor der Situation, die Carl August gefürchtet hatte: wenn sich nun Dalberg in der Erregung des Augenblicks und in seiner Eitelkeit getroffen hinreißen ließ, seinem erzbischöflichen Herrn offen ent-

[3] Polit. Briefwechsel, Bd. 1, S. 323 ff. Schreiben vom 27. März 1787.

gegenzutreten, dann wurde die Sache der Fürstenbundpartei, wie immer die Dinge weitergingen, dadurch aufs ernsteste gefährdet, und die ganze mit preußischer Hilfe eingefädelte, ebenso mühsame wie kostspielige Wahldiplomatie endete vielleicht sogar mit einem glatten Triumph des Kaisers. Da packte Stein schnell den überraschten Statthalter, bevor er übereilt oder verkehrt zu handeln vermochte, auf und führte ihn kurzerhand zu Frau von Coudenhove, die noch im Bett liegend trotz der ungewöhnlichen Morgenstunde die Visite der beiden Herren annahm.

Was Carl August nicht selbst zum glücklichen Ende hatte führen können, entschied sich nun im Schlafgemach der reizvollen Frau, mit der er seit jenem Besuch in Mainz die freundschaftlichsten Beziehungen und einen geistreich-heiteren Briefwechsel unterhielt. Sie war die Verbündete des Herzogs geworden. Im Scherz nannte er sie mitunter seine bessere politische Hälfte. Eine echte, prickelnde Rokokoscene, die das Sujet für einen jener anmutigen zeitgenössischen Farbstiche hätte abgeben können, aber nur den paar Mitspielern dieser Wahlkomödie und ihren nächsten Freunden bekannt wurde! Man kann sich denken, wie vergnügt der etwas mephistophelische Herr vom Stein das eigenartige Beisammensein genoß: Er, Landjägermeister des Königs von Preußen und Komthur des Deutschen Ritterordens, als Vertreter einer rein staatlichen Machtpolitik und die vielerfahrene, mit dem Charme weiblicher Verführung ausgestattete, sehr kluge Freundin des alternden Kurfürsten, der gefühlvolle, seines eigenen Wollens nicht ganz sichere Prälat in der Mitte zwischen diesen zwei Weltkindern, die eifrig auf ihn einredeten.

Der Baronin von Coudenhove, die keine alltägliche Erscheinung war, glückte, was Carl August und Stein vielleicht nicht zuwege gebracht hätten: der Statthalter tat den drohenden Schritt ins gegnerische Lager nicht, er versprach stille zu halten. Damit war die Partie gewonnen und zwar, ohne daß er dies ahnen konnte, für ihn selber. Denn inzwischen hatte sich Erthal davon überzeugen müssen, daß Dienheim, da er nicht über zehn Stimmen hinauskam, durchfallen werde. Als ihm nun von Stein gemeldet ward, Dalberg habe mit seinen fünf Gefolgsmannen keine Schwenkung zur Gegenseite vollzogen, da entschloß er sich, um seine politische Gesamtlinie zu wahren, von seinem Günstling abzusehen und die für diesen gewonnenen Stimmen dem Statthalter zukommen zu lassen, wofür Dienheim allerdings nur gegen eine beträchtliche Abstandssumme zu haben war.

Dank dem unerwartet kräftigen und geschickten Einsatz des Kurfürsten fiel nun Dalberg, der vom Ansturm der Ereignisse fast überwältigt war, die sichere Mehrheit zu: am ersten April (1787) mittags zwölf Uhr — man feierte Palmsonntag — war er zur grenzenlosen Überraschung des

kaiserlichen Gesandten Grafen Trautmannsdorff, der von dem ganzen Blindekuhspiel keine Ahnung hatte, zum Koadjutor von Mainz designiert. Man vernimmt nichts davon, daß sich der Statthalter etwa gegen seine Erhöhung gesträubt habe, und doch entsprach die Art, wie sie zustandegekommen war, gewiß nicht den reinen Grundsätzen einer fleckenlosen Wahl, auf die er sich mehrfach berufen hatte. Er ließ sich den Erfolg, obwohl er selber das geringste Verdienst daran hatte, mitsamt seinen höchst weltlichen, allzumenschlichen Beisätzen gefallen.

So trug die emsige Tätigkeit Carl Augusts, wiewohl er in diesen letzten Szenen des Dramas als Mitspieler nicht mehr in Person aufgetreten war, entscheidend zu der im Sinne Preußens und des Fürstenbundes vollzogenen Wendung bei, und seine seit dem Januar unternommenen Versuche, den Kurfürsten mit seinem ihm unerwünschten Nachfolger auszusöhnen, trugen jetzt Früchte.

Dalberg wußte, wie viel er dem Weimarer schuldete, und schrieb ihm aus der ersten Hochstimmung des Wahlsieges: „Die Schlacht, gnädigster Herr, ist gewonnen, dank Ihrer Güte und Freundschaft, deren Sie mich würdigen. Es lebe teutsche Grundverfassung, Herzog Carl August und Herzogin Luise". Als Überbringer der Botschaft wurde Lavalette von Carl August nach Berlin abgeordnet. Der König verlieh Lavalette, der sein Glück in Preußen machen wollte, die Stelle eines Rittmeisters in einem Husarenregiment. Dem Weimarischen Schwager aber schrieb er, hauptsächlich seinem unermüdlichen Einsatz sei es zu danken, daß ein so dornenreiches Beginnen zu gutem Ende gediehen sei. — Unter den vielen rühmenden Stimmen, die in diesen Tagen an Carl Augusts Ohr drangen, klang keine beglückter als die des Grafen Görtz, der über den Erfolg seines früheren Zöglings vor Entzücken außer sich geriet: schon wollte er in Dalbergs Wahl den Anfang eines neuen „vaterländischen" Aufschwungs erblicken. Wenn der Herzog antwortete, er habe nur seine Standespflichten erfüllt und sei gewissenhaft zu dem gegebenen Wort gestanden, so sprach er aus ehrlichem Empfinden und nicht unbescheiden. In die Sache, die er zu der seinen gemacht, hatte er sein ganzes Temperament und die ganze Wärme seines Herzens gelegt. Wenn er aber weiter sagte, er habe dazu geholfen, „Deutschland eine feste Stütze am Rheinstrom zu verschaffen", so täuschte er sich darin, und zwar ohne eigenes Verschulden. Selbsterlebte, sehr schmerzliche Geschichte sollte diese Hoffnungen als trügerisch erweisen: Dalberg versagte auf dem Posten, den er zum guten Teil dem Herzog dankte.

Carl August selber genoß dankbar und hochgemut, was ihm an Anerkennung zuteil wurde. In der Schar derer, die ihm zu Dalbergs Wahl gratulierten, befand sich Goethe, der ihm aus Neapel schrieb. Sicherlich

erlebte der Herzog, viel gefeiert wie er nun war, damals eine der glücklichsten Wochen seines Lebens. Der frisch-fröhliche Sammelbrief, den er sogleich auf die günstige Mainzer Nachricht, unbekümmert um Rang und Form, von Tannenroda aus an die Freunde und Helfer richtete, atmet die volle Freude seines Herzens. Ja, man glaubt in seinem Enthusiasmus ein letztes Rauschen der Sturm und Drangzeit zu vernehmen.

In weitere geschichtliche Zusammenhänge eingeordnet war der Ausgang der Koadjutorwahl ein nicht geringer Erfolg der Fürstenbundidee wie der preußischen Politik, und der Weimarer Herzog stand auch im geistigen Deutschland mit seinem Bekenntnis dazu nicht allein. Daß einen Monat darauf, also schon im Mai des gleichen Jahres, in einem Berliner Verlag die Schrift des eidgenössischen Historikers Johannes Müller über Entstehung, Gehalt und Segen des Fürstenbundes erschien, eine der bedeutsamsten und aufsehenerregendsten publizistischen Leistungen der Zeit, konnte als verheißungsvolles Zeichen einer sieghaft vordringenden Sache gelten. Gewiß, Müllers Veröffentlichung diente der Rechtfertigung einer bestimmten politischen Richtung; sie war von Mainz und Berlin inspiriert, eine Tendenzschrift, freilich eine von hohem Rang. Historisch weit ausholend, gelehrt und sorgfältig unterbaut, stellte sie ihren Gegenstand in den Rahmen der deutschen und abendländischen Geschichte hinein. Zwar fehlte es nicht an einseitiger Bewunderung Friedrichs des Großen und seines Staates; auch dem Nachfolger wurden einige Vorschußlorbeeren gespendet. Manches war in reichlicher Steigerung aufgefaßt und ausgedruckt, so etwa die Rolle Deutschlands und des deutschen Volkscharakters in Europa überhaupt. Auch die Reichsverfassung selbst erscheint dann und wann in einer gewissen Verklärung. Aber der ständische Freiheits- und Einungsgedanke, einer der bewegendsten unserer mittelalterlichen und neuzeitlichen Geschichte, trat achtunggebietend hervor, und die Idee des Gleichgewichts als Zügelung universalherrschaftlichen Strebens wurde sinnvoll auf Deutschland angewandt. Ein hochgesinnter Geist, der die Leistung Habsburgs nicht verkleinerte, nur jede Übermacht als Quelle des Despotismus eingedämmt sehen wollte, wehte durch das Ganze und ein Drang, die Verfassung des Reichs durch Wekkung edler Kräfte zu erneuern, zeichnete das stilistisch glänzend geschriebene Werk des Schweizers aus, der mit Männern wie Stein und dem Herzog von Weimar nicht bloß weitgehend sympathisierte, sondern das gemeinsame Thema mit ähnlichem Schwung und Feuer behandelte. Der Chor, der Müllers Schrift bewunderte, reichte von Hertzberg über Dohm und J. G. Schlosser, den Schwager Goethes, bis zu Nicolai, dem Vertreter der flachen Aufklärung.

Die Rolle, die Carl August in der Koadjutorfrage, diesem bedeutsamen Akt der Unionspolitik, zugefallen war, brachte es mit sich, daß auch in den nächsten Monaten sein Rat sowohl vom Träger der preußischen Krone wie vom Herrn des Mainzer Kurstaates in Anspruch genommen wurde. Namentlich als es galt, einen passenden Nachfolger für Böhmer am Hofe Erthals zu bestimmen, sprach er ein gewichtiges Wort mit.

Im ganzen aber trat er in den Nachspielen, die dem vorläufigen Wahlakt vom ersten April folgten, biographisch gesehen jetzt etwas zurück, ohne bloß Hintergrundsfigur zu werden. Die förmliche und feierliche Wahlhandlung, die am fünften Juni folgte, fand sogar die Zustimmung des Kaisers; denn wie nahe Dalberg den Fürstenbundkreisen stand, war am Wiener Hof denn doch nicht bis ins letzte bekannt. Immer hatte sich der Statthalter, der übrigens nun zu allem anderen noch zur Koadjutorie von Worms ausersehen worden war, befleißigt, auch bei Joseph dem Zweiten gut angeschrieben zu bleiben. Eine Zeitlang mochte der große Aufklärer auf dem Thron noch hoffen, den kleineren Gesinnungsverwandten im kirchlichen Lager ganz auf seine Seite zu bringen. Im April konnte Lucchesini, um dessentwillen Goethe seine Abreise von Rom nach Neapel um einige Tage verzögerte, dem Herzog, trotz einiger kirchlicher Bedenken, die über Dalbergs Rechtgläubigkeit entstanden waren, auch die Genehmigung des Papstes melden. Mit der Erklärung, die der Statthalter abgab, dem Fürstenbund treu zu bleiben, dessen Weiterbestand in Rom als Gegengewicht wider die josephinische Kirchenpolitik gewünscht wurde, sowie mit seinem und des Erzbischofs vorläufigem Verzicht auf strenge Durchführung der Emser Punktationen war der Weg auch dort freigemacht.

Ab und zu, mehr am Rande berührte Carl August Fürstenbundprobleme und die Mainzer Vorgänge in seinen Briefen an Goethe. Dieser bezeigte Interesse daran, ohne sich tiefer auszulassen. Doch nahm er an dem, was den Herzog politisch bewegte, ehrlichen Anteil; denn er glaubte ihm, meint man zu verspüren, solche Anteilnahme auch deshalb schuldig zu sein, weil er sich der Andersartigkeit seiner Existenz in Italien und seiner eigenen Neigungen nicht ohne Beglückung bewußt war. Wieviel hatte er doch, indem er dies alles im Süden genoß, Carl August zu verdanken! — Anscheinend hatte er auch das Gefühl, daß der fürstliche Freund bei dem bewegten Leben, das er zwischen Weimar, Berlin, Karlsruhe und Mainz führte, so richtig in seinem Element sei. Zu Dalbergs Koadjutorwahl, von der ihn Carl August in Kenntnis gesetzt hatte, wünschte er ausdrücklich „viel Glück"; er hoffe, dem Neuernannten auf seiner Rückreise aufzuwarten.

Goethe hatte u. a. über die Schritte der geistlichen Kurfürsten im Nuntiaturstreit auch in Rom einiges gehört und es schriftlich Carl August gegenüber berührt. Daß er aber während dieses Frühjahrs den Verdacht des österreichischen Gesandten in Rom, Kardinal Herzan, erregt hatte, wußte der Freund in Weimar ebensowenig wie der Dichter. Man argwöhnte im Kreis der österreichischen Diplomatie, Goethes Aufenthalt in Rom stehe in geheimer Beziehung zur Politik seines Herzogs und zu der von Preußen betriebenen Mainzer Koadjutorwahl, zumal er Wert darauf legte, unerkannt zu bleiben. Daher berichtete Herzan dem Staatskanzler Fürsten Kaunitz, er werde nach Goethes Rückkehr aus Neapel ein wachsames Auge auf ihn und seinen beträchtlichen Briefwechsel haben. — Der Spürsinn des österreichischen Kardinals ging völlig in die Irre. Er fand nichts zu berichten, nicht einmal über Goethes Begegnung mit Lucchesini.

Durch Lucchesini erfuhr Goethe in Rom des weiteren manches über die Ereignisse, die sich jüngst in Berlin, Weimar und Mainz um Dalbergs Person herum abgespielt hatten. Der geschäftige Italiener war zwar nicht nach dem Geschmack des Dichters, der den Gegensatz des eigenen Wesens zu diesem „ausgemachten Weltmann" lebhaft empfand. Aber das Lob seines Fürsten vernahm er gerne, und er gewann dabei sogar den Eindruck, Lucchesini rede ihm nicht bloß nach dem Munde. „Möge Alles auch zu Ihrem Glück und Freude ausschlagen!", schrieb er dem Herzog aus Neapel gegen Ende des Monats Mai (1787).

So konnte Carl August befriedigt auf das durch ihn so erfolgreich geförderte Werk zurückschauen. Sachlich hatte er viel erreicht und sich selbst stark aus der Reihe der übrigen Thüringischen Kleinfürsten herausgehoben. Das Vertrauen und Ansehen, das er beim König von Preußen genoß, war gewachsen. Man begann mit ihm auch an anderen deutschen Höfen als mit einer einflußreichen Persönlichkeit zu rechnen. Er hatte Blickfeld und politischen Erfahrungsbereich erweitert, hatte diplomatisch zugelernt und in allen Wechselfällen dieser Verhandlung hinter die Kulissen eines eigenartigen Staatswesens geschaut, dessen Menschentypus ein ganz anderer war als der, mit dem er es im protestantischen Preußen und seiner thüringischen Umwelt zu tun hatte. Die Politik, der er diente, war zwar stets von machtpolitischen Zielen geleitet, zum mindesten von solchen begleitet gewesen, und Preußen war es, das sie vornehmlich bestimmte. Darüber konnte er von vornherein nicht im Unklaren sein; aber er hatte diese Dinge zugleich von einem höheren Standpunkt aus angesehen und war davon überzeugt, die eingeschlagene Richtung werde Deutschland zugute kommen.

Realistisches und idealistisches Denken waren wie von Anfang an, obgleich in wechselnder Dosierung, in seinem Tun zusammengeflossen. Allerdings, auch ein Beisatz von Machiavellismus wurde darin wirksam, freilich keiner von dämonischer Art, sondern mehr einer der kleinen Listen und einer gewissen Allerweltsschlauheit.

Carl August hatte im Dienst Preußens nicht verschmäht, mit den Mitteln der Bestechung zu arbeiten. Um der guten Sache willen, die zu fördern ihm oblag, glaubte er sie anwenden zu sollen. Er handelte damit so, wie man es in Mainz erwartete und unverblümt verlangte. Reine Hände hatten die Staatsmänner und Hofleute des Ancien Régime weder in weltlichen Reichen noch in geistlichen Fürstentümern. In dieser Beziehung machte es keinen Unterschied aus, ob man mit Friedrich dem Großen, ob man es mit seinem Nachfolger, mit Maria Theresia oder ihrem Sohne Joseph zu tun hatte. Deutsche, Franzosen und Engländer, Italiener oder Spanier, sie waren darin alle so ziemlich gleich; nur Formen und Grade der Bestechlichkeit und die Höhe der dafür aufgewendeten Summen waren in den verschiedenen Ländern und je nach den handelnden Personen ungleich. So gehörte es nun einmal zum Geist des Rokoko und seiner Kabinettspolitik. Carl August sah sich darin als Kind seiner Zeit verstrickt, und die eigentümlichen Verhältnisse luden sogar dazu ein, auf solche Weise zu verfahren. Er tat es freilich mehr als ausführendes, nicht als anstiftendes Organ. Auch darum fand er nichts besonderes dabei, die Dukaten des Königs von Preußen rollen zu lassen. Im übrigen schrieb er an Knebel, die geprägten Mittel, die dabei angewendet worden, seien nicht der Rede wert, daß man sie nenne. Eine etwas leichtherzige, vermutlich im Siegesrausch gemachte oder der Verschleierung dienende Behauptung!

Unter den Dienern Christi am Mainzer Hof wurde keiner befunden, der die klingende Münze mit Abscheu von sich gewiesen hätte. Frau von Coudenhove aber war die Einzige, die sich geflissentlich von Bestechung frei hielt und keinen Nutzen daraus zog. Ein Jahrzehnt später, als die französische Revolution den durch und durch morschen, in Fäulnis übergegangenen Kurstaat überschwemmt hatte und sie selber in Not gekommen war, sollte sie es freilich bereuen, daß sie das vom König ihr zugedachte Geschenk abgelehnt hatte.

Wenn Carl August es nicht schon wußte, wieviel das Allzumenschliche auch in Dingen der Politik bedeute, hierbei, im Intrigenspiel der Mainzer Wahlkomödie war es ihm aufgegangen. Er hatte sich neue Freunde unter Frauen und Männern gewonnen, freilich an dem ihm seit Jugend vertrauten Statthalter hatte er die Schwächen seiner Persönlichkeit entdeckt. Noch aber war sein Zutrauen zu Dalberg nicht geschwunden, sondern nur

ins Schwanken geraten. In welchem Grade dieser Mann an derselben Stelle, auf die ihn Carl August gebracht, eines Tages zum Schädling, ja zum Verräter am Reich werden würde, konnte der Herzog ebensowenig wie irgend ein anderer Zeitgenosse ahnen.

Quellen und Darstellungen

Vergleiche zum Ganzen Leopold Ranke, Die Deutschen Mächte und der Fürstenbund. Deutsche Geschichte von 1780—1790 (Leipzig 1871/72, bzw. Band 31 und 32 der Sämtlichen Werke, Leipzig 1875). — Carl Freiherr von Beaulieu-Marconnay, Carl von Dalberg und seine Zeit (Weimar 1879). — Politische Korrespondenz Carl Friedrichs von Baden 1783—1806, hrsg. von der Badischen Historischen Kommission, bearbeitet von Bernhard Erdmannsdörffer und Karl Obser, Band I: 1783—1792 (Heidelberg 1888). — Ferner Willy Andreas, Preußen und Reich in Carl Augusts Geschichte (Heidelberger Rektoratsrede 1932), sowie: Eine diplomatische Reise Carl Augusts von Weimar nach dem Rheinland, 1785. Ein Beitrag zur Entstehung des Fürstenbundes, in der Festschrift zum 70. Geburtstag von Gerhard Kallen „Aus Mittelalter und Neuzeit" (Bonn 1957). Von Willy Andreas siehe ferner: Goethes römische Briefe an Herzog Carl August, Festgabe für den Archäologen Arnold von Salis, Zürich, in: Museum Helveticum 8 (Basel 1951), und: Carl August von Weimar als Diplomat an westdeutschen Höfen, seine Fahrt nach Zürich und Goethes Verhältnis zum Herzog, 1784, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 9 (1959), sowie: Goethes Abschied von Carl August am Vorabend der Italienreise, in: Goethe. Neue Folge des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft 21 (1959).

Zum allgemeinen Persönlichkeitsbild des Herzogs siehe den ersten Band seiner Biographie von Willy Andreas, Carl August von Weimar. Ein Leben mit Goethe 1757—1783 (Stuttgart 1953).

Grundlegend für die monographische Behandlung unseres Themas bleibt Hans Tümmler, Carl August von Weimar und die Wahl Dalbergs zum Koadjutor von Mainz 1787. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschen Fürstenbundes, in: Jahrbücher der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 55 (1941). — Das von Tümmler schon damals benutzte archivalische Quellenmaterial ist inzwischen vorgelegt worden im Rahmen des von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichten „Politischen Briefwechsels des Herzogs und Großherzogs Carl August von Weimar", hrsg. von Willy Andreas, bearbeitet von Hans Tümmler. Band I: Von den Anfängen der Regierung bis zum Ende des Fürstenbundes 1778—1790 (Stuttgart 1954).

Siehe auch Hans Wahl, Briefwechsel Carl Augusts mit Goethe, Band I: 1775—1806 (Berlin 1915), sowie Hans Tümmler, Knebeliana, in: Goethe. Neue Folge des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft 16 (1954).

Über das Mainzer Milieu unterrichtet jetzt auch Leo Just, Die alte Universität Mainz von 1477—1798 (Wiesbaden 1957).

Die historischen Grundlagen des religiösen Volkstheaters und die Erler Passion

von Wolfgang Baumgart

Das Phänomen des religiösen Volkstheaters in den Gebieten des nördlichen Alpenrandes ist nach Herkunft und Tragweite bedeutsamer und gewichtiger, als man gemeinhin annimmt. Die Welt begnügt sich in der Regel mit dem Namen Oberammergau, um die Sache abzutun, als ob es sich dabei um eine historische Kuriosität handele, die unter besonderen Zufalls- oder Glücksbedingungen konserviert und den jeweiligen Gegenwartsbedürfnissen oder -wünschen angepaßt im Rahmen des modernen Lebens als ein kulturelles Reizmoment geduldet oder gehätschelt wird. Das ist ein Irrtum, und auf diesen Irrtum gründen sich alle Fehlurteile und Fehlspekulationen, die das wahre Gesicht des religiösen alpenländischen Volksspiels verstellen. Denn Oberammergau ist nicht durch sein Wesen und seine innere Zielsetzung, sondern nur durch seinen Weltruhm singulär, zwar ein Präzedenzfall, aber infolge dieses Weltruhms und seiner wirtschaftlichen Konsequenzen ein ganz und gar mißverständlicher Präzedenzfall des alpenländischen Passionstheaters. Es bleibt ein Ehrentitel des Oberammergauer Spiels, daß die weltliche Emanzipation in organisatorischer Entfaltung und künstlerischer Politur den geistlichen Kern des Ganzen niemals ernstlich hat beeinträchtigen können. Auch wenn die Welt nach Oberammergau strömt, Oberammergau spielt nicht für die Welt, sondern für sich, wie alle traditionellen Passionsspiele es tun, und zwar in der Erfüllung eines Gelübdes, das in Jahrhunderten seines Alters seine bindende Kraft nicht verloren hat. Dieses Gelübde, im Falle Oberammergaus aus dem großen Pestjahre 1633, als Ausgangspunkt seiner Passionstradition führt auf die Voraussetzungen historischen und stammespsychologischen Charakters zurück, von denen her ein wirkliches und genaueres Verständnis der bayerisch-österreichischen Volksspiele religiösen Inhalts zu gewinnen ist.

Das Jahr 1633 ist nicht nur hier, sondern auch anderenorts Anlaß zu Gelübden gewesen, die das Spiel der Passion, aber auch andere Votivleistungen wie Wallfahrten und kirchliche Bauten, Altäre, Kapellen, Kirchen festlegten. Es ist eines der großen, wenn auch der spätesten Pestjahre gewesen, in denen die Bevölkerung der dörflichen Gemeinden des

Alpenlandes so heimgesucht wurde, daß von größeren oft nur wenige, von kleineren manchmal gar keine Einwohner am Leben blieben. Eine solche Epidemie mußte als eine sichtbare Schickung Gottes entscheidendes Gewicht in einer aufs höchste angespannten politischen und religiösen Situation haben. Die gewaltigen religiösen Erschütterungen des vorangegangenen Reformationsjahrhunderts hatten in dem großen Religionskriege, dem Dreißigjährigen, ihren politischen und in der Gegenreformation ihren konfessionstheologischen Kampfausdruck gefunden. Wenn Bayern und Tirol auch vielleicht weniger unter der Kriegsgeißel zu leiden hatten als Mitteldeutschland, so reichte doch das Echo des Krieges weit genug, um auch hier eine apokalyptische Stimmung zu befördern, in die eine Pestepidemie, wie die seit 1631 herrschende, wie eine Bestätigung traf. Beides, Krieg und Pestilenz, war nicht anders zu verstehen denn als Gotteszeichen für eine Epoche, die noch unter der Wucht der religiösen Umbrüche bebte, und für eine Schicht wie die der Alpenbauern, deren fast zeitlose Existenzformen mit einem Male historisch aktualisiert wurden. Die Ausgeglichenheit bäuerlichen Seins zwischen Immanenz und Transzendenz wurde durch eine plötzliche Beschwerung der transzendenten Seite gestört, und die gewaltigen Leistungen des alpenländischen Bauernbarock zeigen, wie die Kraft des Bauerntums sich der barocken Möglichkeiten bemächtigte, um einen neuen Ausgleich zwischen Welt und Jenseits zu gewinnen. Neben der Architektur, der Plastik und der bäurischen Kleinkunst in Möbeln und Trachten, Schmuckstücken und Hinterglasbildern, also durchweg bildkünstlerischen Zeugnissen, trat die in anderem, transitorischem Sinne bildende Neigung auf theatralischem Gebiete in unmittelbare Erscheinung. Die eklatante Begabung in diesen künstlerischen Bereichen, vor allem der Architektur und des Theaters, bei gleichzeitiger auffälliger Vernachlässigung des Literarischen und Musikalischen hat sich in Jahrhunderten so verhältnismäßig wenig ausgeglichen, daß man noch heute die Verschiedenartigkeit der Gewichtsverteilung in den Künsten mit Händen greifen kann, wenn man sich der alpenländischen Bauernkultur zuwendet.

Das drängt sich mit verblüffender Deutlichkeit dem Betrachter auf, der eines der großen Zeugnisse dieser Kultur jetzt erneuert und wiedererweckt findet und mit der Aufmerksamkeit der kulturhistorisch prüfenden Beobachtung ihm gegenübertritt. Es ist das Passionsspiel der Bauern von Erl, einem kleinen Dorf im Inntal in Tirol nahe der bayerischen Grenze, das nach einer jahrzehntelangen Unterbrechung wieder stattfindet. Dem Reisenden, der mit der Bahn oder mit dem Auto den Inn aufwärts nach Kufstein fährt, fällt auf der Ostseite des Tales, grellweiß gegen die grünweißen Vorberge des Kaisergebirges abgehoben, ein Bauwerk auf, dessen

sonderbare, asymmetrische, entschieden moderne Form monumentale Züge trägt. Ein Halbrund, das sich schneckenartig nach oben zu schrauben scheint und seitlich senkrecht abbricht, schiebt sich aus dem stark steigenden Wiesenhang gegen das Tal zu vor und zeigt eine fensterlose, nur in einer verhältnismäßig kleinen und quadratischen Wandfläche schießschartenähnlich durchbrochene Außenwand. Es ist die Bühnenseite des neuen Passionsspielhauses, in dem die Außenmauer talwärts dem Rundhorizont folgt, während bergseits ein aus dem natürlichen Berghang gewonnenes ansteigendes Parkett diesem Rund als ein mächtiger Kreissektorteil gegenüber liegt, von der Bühne her gesehen in fächerförmiger Verbreiterung und gleichmäßigem Anstieg, so daß die Zahl von 1500 Sitzen — das größte Theaterparterre Österreichs — keineswegs übertriebene Ausmaße annimmt. Der architektonische Außeneindruck ist singulär. Die einzige Assoziation, die sich einstellt, ist die von Le Corbusiers berühmter Kirche in Ronchamp auf den burgundischen Hügeln; und ebenso wie dort überrascht auf den zweiten Blick der Gedanke, dieses ungewohnte Gebilde werde sich bald und ganz dem Natureindruck der Umgebung anzupassen vermögen, sobald unter den Witterungseinflüssen die Grelle und Glätte der Außenschale etwas eingealtert sei. Das Überraschende des Baues, dem doch eine Natürlichkeit von überzeugender Kraft zugrunde liegt, wiederholt sich im Innern. Die Bühne, 26 m tief, rückt von 22 m im Hintergrund auf 16 m im Portal zusammen und öffnet sich dann wieder zu einer Vorbühne. Aber die Vorbühne ist wieder asymmetrisch — der Orgelempore rechts entspricht links eine glatte Wand, die linke Seite des Bodens ist orchesterraumartig unterzogen, dient dem Chor, der instrumentalen Musik und einigen Auf- und Abgängen, und das Portal ist nicht durch einen Vorhang geschlossen, sondern durch ein ebenso simples wie eindrucksvolles Flechtwerk von braunschwarzen Rohbalken bis zu einer Dreimeterhöhe, ein Bausystem, dem die Stützung der Vorbühne und die Aufbauten der Bühne, in Schrägen und Stufen über drei Etagenhöhen aufgestockt, korrespondieren. Dem alpenländisch heiteren Kalkweiß des Äußern tritt ein düsteres Mauergrau im Innern entgegen, dem das Holzbraun des roh belassenen Dachsparrenwerks und der Bühnenbauten entspricht. Farblosigkeit dominiert. Wenn im Beginn des Spiels die Balkenwand emporgezogen wird und unter dem Lichte eines mitsteigenden Scheinwerfers aus dem Balkengefüge das mittlere Kreuz als Kreuz sichtbar und bewußt wird, so hat allein schon an dieser einen Stelle sich die traditionelle bildnerische Volksbegabung überzeugend erwiesen, in der Selbstverständlichkeit, in der dem Einfachen Symbolkraft abgenötigt und schaubar gemacht wird.

Was sich dann, nach einem optisch und akustisch strengen und starren Chor und Prolog in hieratischem Rot und knapper Gebärdensprache, auf der Bühne entwickelt, ist ein Elementarablauf von Handlung, der dem biblischen Geschehen in konzentrierten Steigerungen alles Zeig- und Schaufähige abgewinnt, kataraktartig gehemmt und kaskadenartig weiterstürzend, wie ein Bergbach mit zunehmendem Gefälle und wachsender Wucht, vom Gastmahl Simons des Aussätzigen bis zum Selbstmord des Judas im ersten und bis zur Auferstehung im kürzeren zweiten Teil. Die zunehmend exzessive Farbgebung und Bewegungsführung, die Ballung und Häufung koloristischer Reize, die Auftürmung der Menschengestalten im Individuellen und im Massenhaften zu großen Kompositionen horizontaler und, besonders auffällig, vertikaler Entfaltung über die verschiedenen Ebenen der Bühnenaufbauten bis zur obersten, den drei Kreuzen vorbehaltenen Höhe, das alles verlangt nach dem Stichwort „barock". Nur muß man sich dabei auf die qualitativen Funktionen der Farbwerte, der Leuchtkraft, der Kontraste beschränken und den Temperaments-, nicht den Stilwert „barock" herausheben. Denn stilistisch ist überhaupt nichts barock, es erscheint keine barocke Farbe und keine barocke Gebärde, es fehlt jedes historistische Zurückblicken oder Vergleichen. Aber der Impuls, aus irdisch verwurzelter Diesseitigkeit sozusagen mit Bauernfäusten ins Jenseitige zu langen, mahnt an die barocke Spannung, der auch die Passion in Erl, wo schon seit 1613 religiöse Spiele nachgewiesen sind, ihren Ursprung verdankt.

Der erste Eindruck erscheint barock. Aber man vermag sich mit dieser Empfindung nicht zu begnügen. Unter der Oberfläche barocker Art wird sogleich eine tiefere Schicht fühlbar, aus der das Spiel Antriebe empfängt, und diese Schicht hat mittelalterliches Gepräge.

Die alpenländischen Passionen sind für unsere Gegenwart nicht ohne ein näheres Eingehen auf ihre historischen Voraussetzungen zu verstehen. Diese historischen Voraussetzungen sind nicht einheitlich und reichen in weite Vergangenheitsbezirke zurück. Wenn unser erster Eindruck den Begriff „barock" nahelegt, so ist damit nur getroffen, was der Entstehungszeit des Gelübdes und der Anfangsepoche der Spieltradition entstammt. Aber in dieser Entstehungszeit sah die Darstellung der Leidensgeschichte Christi schon auf eine Jahrhunderte alte und überaus reiche Geschichte zurück. Als die Erler Bauern darangingen, ihr Gelübde zu verwirklichen, stand ihnen eine Fülle von Anregungen zur Verfügung, sowohl was die religiösen Spiele überhaupt angeht, wie die Passionstradition im besonderen. In der näheren Umgebung Erls, dem unteren Inntal zwischen Kufstein und Rosenheim, haben wir eine der theaterfreudigsten Landschaften des Alpengebietes zu sehen. Es ist sicher kein

Zufall, daß sich hier, von Erl abgesehen, noch an mehreren anderen Orten lange zurückreichende Volkstheatertraditionen bis heute erhalten haben, wie die Passionsspiele von Thiersee und das Bauerntheater von Kiefersfelden mit seinen Ritterstücken. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts blühte in dieser Landschaft das geistliche Spiel in noch ungleich reicherem Maße als heute. Was die Passionsdarstellung im engeren Sinne angeht, so steht die Stiftung der Erler Tradition ebenso wie die Oberammergauer am Anfang einer neuen Epoche, in die das Erbe einer spätmittelalterlichen Vergangenheit hinübergerettet wurde. Und dieses Erbe wiederum bewahrte und bewahrt in Teilen bis heute Erinnerungen an eine der reichsten Epochen des europäischen Theaters.

Die geistlichen Spiele, deren Anfänge wir bis fast in karolingische Zeit verfolgen können, hatten sich durch Jahrhunderte hin wenig verändert und nur sehr allmählich entwickelt. Ihre ursprüngliche und lange konservierte Absicht war, für die Anschauung des leseunkundigen Laien darzustellen, was die Heilige Schrift erzählt. Diese Spielszenen, von Geistlichen vorgeführt, zeigten in kleinem Umfang im Rahmen der liturgischen Möglichkeiten innerhalb der Kirchenräume Ausschnitte aus der Heilsgeschichte wie die Geburt Christi oder seine Auferstehung. Es ist bemerkenswert, daß sich die theatralisch dankbare, d. h. der Schaubarkeit besonders zugängliche Seite der Erzählinhalte sei es von vornherein, sei es im Verlaufe der Zeit vordrängte, z. B. die Szene der Frauen am Grabe, die vergeblich den Toten suchen und den Engel finden, eine Szene, die die Auferstehung indirekt spielt, nämlich im Reflex auf die andern. Ähnlich trat beim Christgeburtspiel später der Besuch der Heiligen drei Könige und die Gestalt des Herodes als hervorragend schaubar und betont aktionshaltig hervor. Im 13. und besonders im 14. Jahrhundert, mit der entschiedenen Auflösung des Mittelalters und seiner festen Formen, begann eine theatralische Emanzipation, die mit philosophischen und theologischen, aber auch soziologischen Wandlungen wie dem Heraufkommen des Bürgertums Hand in Hand ging. Die Darstellung trat aus der Kirche ins Freie hinaus, und sie erweiterte sich in verhältnismäßig kurzer Zeit zu gewaltigen Größenverhältnissen. Die großen deutschen Passionsspiele des 15. Jahrhunderts haben den Spielstoff so stark aufgeschwellt, daß mehrtägige Aufführungen keine Seltenheit sind, daß die einen ganzen Tag füllende Aufführung die nahezu unterste Grenze des üblichen bildet und die oberste den Zeitraum fast einer ganzen Woche, nämlich Palmsonntag und die Tage von Gründonnerstag bis Ostermontag beansprucht. Damit wurden die Spiele zu zentralen Ereignissen der Öffentlichkeit, die über den kirchlichen Anlaß und Zweck hinaus ihren Platz im allgemeinen Leben gewannen und bis weit ins

Reformationszeitalter hinein bewahrten. Ihre letzten Reste hielten sich gerade so lange, um von den neuen Antrieben der Barockepoche in verschiedenen Elementen noch erfaßt und für die Nachwelt überliefert zu werden.

Die Hauptkennzeichen dieser großen mittelalterlichen Passionsdarstellungen des 14. und 15. Jahrhunderts sind folgende: es waren Marktspiele, es waren Massenspiele und es waren Gegenwartsspiele.

Beim Verlassen der Kirche als des für liturgisch gebundene Spiele natürlichen Darstellungsraumes verlegte sich das Spiel nicht auf einen beliebigen freien Raum, sondern auf einen bestimmten Platz, den vor der Kirche oder vor dem Rathaus, auf einen herausgehobenen Platz innerhalb der Stadt also als das Zentrum der bürgerlichen Lebensgemeinschaft. Die theatralische Gemeinsamkeit trat in sichtliche Parallele zur kommunalen und wirtschaftlichen Gemeinsamkeit. Ferner erweiterte sich die Passion nicht nur quantitativ etwa im Sinne reicherer Statisterie, sondern auch qualitativ derart, daß es die Vielfalt und Vielseitigkeit der Welt als Lebenswelt in nicht nur religiöser, sondern auch höchst säkularer Sicht, als weltliche Welt zum Ziel der Darstellung nahm, also nicht nur breit, sondern umfassend wurde. Es schloß alle Bürger, aber auch nur die Bürger als die Glieder der Gemeinschaft ein. Und schließlich gab es, was damit schon zum Teil vorweggenommen ist, das Spiel als Gegenwartsspiel, d. h. es versuchte nicht, die Zuschauer in die Vergangenheit biblischer Welt zu versetzen, sondern holte umgekehrt das biblische Geschehen in die zeitgenössische Gegenwart hinein. Aus dieser Haltung ergeben sich eine Reihe wichtiger Konsequenzen. Um sie recht zu verstehen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß das alles in einer Epoche v o r der Renaissance liegt, die unsere Vorstellungen vom Theater auf eine neue, bis heute gültig gebliebene Basis gestellt hat. Die erste dieser Konsequenzen, die Passion als Gegenwartsspiel darzubieten, betrifft die Realität des Spiels. Für diese spätmittelalterlichen Menschen, die noch vor der Schwelle der Renaissance stehen, ist das Gespielte real, d. h. zwar nicht völlig wirklich, aber doch soweit mit Mitteln der schauspielerischen Kunstfertigkeit in die Wirklichkeit hereingeholt, daß sie dem Wirklichen entspricht. Deutlicher wird das, wenn man sagt, was das Spiel nicht ist: es ist nicht Illusion, nicht Vorspiegelung einer Wirklichkeit, deren nichtrealer Charakter auch in der affekthaftesten Hingegebenheit des Zuschauers doch bewußt bleibt. Was gespielt wird, ist also nicht bis in alle Einzelheiten wirklich, wird der Wirklichkeit aber so stark angenähert als möglich. Denn in dieser Annäherung wird die Darstellung glaubwürdig, glaubenswürdig. Das bedeutet eine Radikalität der Darstellung, deren Notwendigkeit nicht mehr einleuchtet, wenn man die

Illusion, diese Entdeckung von Renaissance und Barock als steigernden Ersatz der Realität kennen und theatralisch nutzen gelernt hat. So ist die Rücksichtslosigkeit der Darstellung, was Kreuzigung, Kreuztragung oder Geißelung angeht, etwas ganz außerhalb unserer seit der Entdeckung der Illusion ästhetisch bestimmten Empfindlichkeit Liegendes und für diese Empfindlichkeit schwer tragbar. Sie wird sogleich mit andern Augen anzusehen sein, wenn man auf die ästhetischen Maßstäbe verzichtet und den spätmittelalterlichen Gedanken nachvollzieht, in möglichster Annäherung an die Wirklichkeit das heilige Geschehen nicht darzustellen, sondern zu verwirklichen. Verwirklichung als Darstellungsprinzip hieß Vergegenwärtigung und brachte als weitere Konsequenz den Verzicht aufs Kostüm mit sich. Oder vielmehr: bei dieser Haltung konnte man gar nicht auf den Gedanken kommen, in einem anderen als dem Gegenwartskostüm zu spielen. Ausgenommen sind davon nur die liturgisch gebundenen, auch außerhalb des Kirchenraums gültig bleibenden Gewandformen etwa des triumphierenden Christus. Das gilt weiter für die Gebärde. Der ganze Darstellungsstil war zwar nach Ländern, Stämmen und Temperamenten verschieden, aber in einem gleichmäßig: er war realistisch bemüht. Hereinziehung der Heilsgeschichte in die Wirklichkeit galt auch hier. Die weltliche Welt spielte sich selbst. Händler, Schergen und Kriegsknechte agierten als Händler, Schergen und Kriegsknechte ihrer Zeit. Nur die Gestalt Christi behielt in Gebärde und Mimik stets eine liturgische Bindung. Sie ist als religiöse, nicht nur als gespielte Weihe und Würde zu bezeichnen. Dasselbe gilt schließlich auch für die Musik. Sie paßte sich real an und gestaltete Gegenwärtiges, soweit nicht die liturgische Bindung ihre Funktionen bestimmte.

Ein solches theatralisches Erbe von gewaltigem künstlerischen Ausmaß und großem inneren Gewicht war noch in lebendiger Erinnerung, als sich die durch die Erschütterungen von Renaissance und Reformation gegangenen Menschen des beginnenden Barockzeitalters der Aufgabe des Passionsspiels von neuer Basis aus widmeten. Gerade Tirol war hier von reichsten Erinnerungen erfüllt; Bozen, Brixen, Sterzing, Hall waren Orte von Passionstradition. Wenn die Erler Bauern bei der Zusammenstellung ihres ersten Textes nicht auf diese landschaftlich nächsten Vorgänger, sondern auf ein Augsburger Spiel zurückgriffen, dasselbe übrigens, das auch seinen Anteil am ersten Oberammergauer Passionstext hat, so bleiben sie doch bewußt innerhalb der Überlieferung. Was sie nicht übersteigen konnten, war die Barriere ihrer eigenen Gegenwart. Alle Erinnerung an die mittelalterliche Tradition ändert doch nichts daran, daß sie nun, im 17. Jahrhundert, diesseits der Schwelle der

Renaissance standen, daß sie Barockmenschen waren und daß sie eine neue Tradition, aus dem Geiste des Barock, stifteten.

Der Text der Erler Passion hat sich in drei Jahrhunderten zu wiederholten Malen geändert und bewahrt heute kaum noch einen barocken Rest. Das theatralische Konzept aber hat barocke Reste in solchem Maße bewahrt, daß wir schon den ersten Eindruck des Spiels kaum anders als barock geartet bezeichnen können. Das wird bestimmt durch die Illusion, die seit der Renaissance und besonders seit der großartigen Entfaltung im Barock zu einer theatralischen Grundorientierung geworden ist. Sie bedeutet: nicht möglichste Annäherung an die Wirklichkeit, sondern Überhöhung der Wirklichkeit. Das wird bestätigt durch die Spannung zwischen Immanenz und Transzendenz, die barock ist und beim Thema der Passion immer neuen Anlaß findet, sich zu dokumentieren. Es ist die Orientierung der Welt am Bewußtsein, Gott gegenüber zu stehen. Das ist ferner das Element des Affektes im barocken Sinn, der Übersteigerung des Ich, der Antrieb, den Menschen aus sich herauszutreiben, über sich selbst hinauszuheben; eine extravertierte Richtung, die die barocke Geisteshaltung liebt und die, geleitet von den Muster- und Vorbildern, zu denen aufblickend er sein Dasein steuert, den barocken Menschen so theaternahe macht, so schaubar und so überzeugend, wo er darstellt.

Der mittelalterlich entwickelte Frömmigkeitstrieb, Christi Leiden nachspielend zu verwirklichen, wurde im Barock durch die Gewalt der religiösen Bewegungen und Gegenbewegungen insofern eines Teils seiner Naivität beraubt, als die barocke Spannung zwischen Diesseits und Jenseits dem spirituellen Überschlag ekstatischen Schwung gab. Dem kam die bayerisch-österreichische Urbegabung im Mimischen weit entgegen, die sich, wie der Augenschein beweist, im Lauf der Jahrhunderte nicht abgenutzt hat und wenigstens bei den männlichen Darstellern eindrucksvoll zutage tritt. So wird hier die immer noch nachklingende Wirklichkeitsorientierung von den barocken Spannungen überlagert, die stark illusionär gerichtet sind, und durch beides hindurch dringt als kräftigster Urbestandteil die zeitlose Lebensorientierung des Bauerntums am zeitlosen Glauben, aus dem heraus gespielt wird.

Denn mittelalterliches und barockes Leben haben sich hier vereinigt, und das neuzeitliche Passionsspiel bewahrt bis heute die Spuren des einen und des andern. Die spätmittelalterlichen Passionen wurden in Städten und von Stadtbürgern gespielt, die Erler dagegen sind Bauern. Aber der Gedanke des Marktspiels und des Massenspiels ist erhalten geblieben. Wie die mittelalterliche Bürgerschaft allein die Spieler stellte und

Fremde, insbesondere die eigentlichen Berufsspieler der Zeit, die Fahrenden, nicht duldete, so spielten in Erl, wie ähnlich übrigens auch in Oberammergau, nur die Ortsansässigen selbst. Verlassen ist der Marktspielgedanke dagegen im Spielraum. Hier hat das Barock den geschlossenen Raum beigesteuert, so nachdrücklich, daß man heuzutage das neue Haus unerläßlich fand, um die Spieltradition wieder aufzunehmen. Die Christusdarstellung war im Mittelalter, bis in die spätesten Phasen hinein, den Geistlichen vorbehalten, und auch in den Rollen, wo die Geistlichkeit das Darstellungsrecht an Laien übertragen hatte, blieb doch das Gefühl für die notwendige Würdigkeit des Darstellers erhalten, auch wenn es keineswegs immer respektiert wurde. Die Erinnerung daran lebt in der unausgesprochenen, in gewissen Grenzen sogar ausgesprochenen Forderung der Würdigkeit des heutigen Passionsdarstellers, wiederum nicht nur in Erl allein, genau wie die damit zusammenhängenden Fragen der geistlichen Aufsicht oder Lenkung und einige Seiten der begleitenden Musik. Abgelegt aber ist bis auf wenige Spuren die liturgische Bindung der Gebärde. Selbst der Christusdarsteller gibt in seiner Gebärdensprache nicht mittelalterlich-liturgischen, sondern modernen Ausdruck, in einer darstellerischen Entsprechung des mimischen Stils, in dem die Renaissancekunst, besonders die Malerei, seit Raffael und Leonardo die bis heute feste Anschauung der Gestalt des Erlösers begründete und die Barockkunst sie ausgestaltete. Dasselbe gilt auch von Maria und Johannes und einigen wenigen weiteren Gestalten. Dagegen gibt die mimische Ausdrucksskala der übrigen, vor allem des Judas, ein deutliches Spiegelbild der extravertierten, ausladenden, hypertrophischen Gebärdenansprüche des Barocks in der Modifizierung der Stammestradition. Was schließlich die mittelalterliche Tendenz, das Geschehen in die eigene Welt hereinzuziehen, angeht, so ist auch sie, wenngleich nicht allzu auffällig, bewahrt in der ganz der eigenen Umwelt entnommenen Gestik der bäuerlichsten unter den Spielern, in kleineren und in Nebenrollen. Mit besonderer Anteilnahme sieht hier der Theaterhistoriker, wie manchmal ein noch mittelalterliches Grundgefühl, dem nachzugeben durchaus am Platze ist, mit dem im Bewußtsein verankerten Bedürfnis nach barock fundiertem Ausdruckshöchstmaß ringt. Aber solche Stellen werden leicht verdeckt dadurch, daß das dem Barockverlangen entnommene Illusionsbedürfnis, dem Maske und Kostüm reichlich Rechnung tragen, die unterbewußten Strömungen des Gebärdenausdrucks überlagert. Als einheitlich verschmelzendes Ferment so disparater Ursprünge aus spätmittelalterlicher und aus barocker Welt, die bis heute aufspürbar geblieben sind, gibt die theatralische Urbegabung des bayerisch-österreichischen Volkes in der bäuerlichen Prägung von Erl dem Ganzen mit der inneren Stärke

und dem pulsenden Blutstrom die künstlerische Überzeugungskraft, die den Zuschauer gewinnt.

Wenn auf diese Weise die traditionellen Urbegabungen des Alpenrandes, die architektonisch-bildnerische und die schauspielerisch-bildnerische, ihre legitime Fortsetzung und Erneuerung in der Erler Passion finden, so zeigt sich in verblüffender Deutlichkeit auch die Gegenseite dieser Begabung, daß das Literarische und Musikalische gewissermaßen ausgespart ist. Die Musik des jetzt erneuerten Erler Passionsspiels, volkstümlich und diskret aus der kirchenmusikalischen Gegenwartsübung entwickelt, ist nicht aus dieser Bauernwelt hervorgegangen, sie kommt von außen. Aber sie paßt sich an und verdient damit alle Anerkennung. Schwieriger steht es mit dem Text. Die alten, immer wieder veränderten Passionstexte der Alpenländer, in ihrem Grundstock bis ins 19. Jahrhundert hinein im Gebrauch erhalten, haben eine komplizierte Textgeschichte. Der von Erl geht, wie der Oberammergauer, letzten Endes auf einen Augsburger Meistersinger, Sebastian Wild, zurück, hat aber schon bei den letzten Aufführungen kaum etwas vom barocken Erbe bewahrt. Wenn aber Oberammergau den Vers längst aufgegeben hat, so hält Erl bis heute daran fest. Freilich — und das ist entscheidend — dieser Vers hat so wenig wie die Sprache überhaupt das Barock der Gelübdezeit bewahren können. Es ist heute ein geschmackvoller und geglätteter Blankvers, und die Sprache sucht einen gepflegten Bildstil, wie es der deutschen Dichtungstradition seit dem Idealismus nicht zuwiderläuft. Aber indem sich dieser Text der literarischen Überlieferung beugt, stellt er sich in Gegensatz zur theatralischen. Denn in der literarischen Überlieferung ist alles Barocke längst durch andere Elemente verdrängt worden, unter denen das klassische und romantische in allen Abwandlungen seit 150 Jahren vorherrschen. Wenn der heutige Erler Blankvers stilistisch in der Nachfolge der deutschen klassizistischen Bühnensprache bleibt, deren Klangbogen von Lessing und dem Schlegelschen Shakespeare bis zu Rudolf Alexander Schröder und Max Mell reicht, so entzieht er sich der mimischen Verwirklichung durch ein Theater, das gänzlich andere Quell- und Triebkräfte hat. Wenn also die Verdienste dieser Texterneuerung, mit einer starken psychologischen Betonung und Individualisierung der Judasgestalt, dramaturgisch durchaus anerkannt werden mögen, so bleibt doch ein klaffender Spalt zwischen einerseits dem kräftig-rauhen und ursprünglichen mimischen Antrieb, der barocke Herkunft und Überlieferung bejaht, im Optischen und andererseits dem geglätteten idealistischen nicht-bäuerischen, nicht-alpenländischen Text, der gesprochen wird, im Akustischen. Das findet sich bestätigt, wenn wie in der Kreuzabnahme die mimische Gewalt des Spiels,

das stumm abläuft, den Eindruck der Kreuzigung, die des Textes bedarf, trotz aller Würde und Erschütterung überwiegt. Hier, wie sonst auch vielfach, und in manchen großen Partien auch über den gesprochenen Text hinweg, obsiegt die natürliche Gewalt, aus dem Spieler und dem Spiel hervorbrechend und es übermannend, die Gewalt einer menschlichen, nicht-menschlich gerichteten Kraft. Sie macht den Anblick der Erler Passion zu einem tiefen Eindruck. Durch sie erhebt sich die neue Einlösung des alten Gelübdes zu einem Zeugnis des Theaters, in dem sich ein Zeugnis des Glaubens manifestiert.

Mehr als zehn Menschenalter sind seit der Begründung des Erler Passionsspiels vergangen. Die Spieler und die Zuschauer haben gewechselt, die Texte und die Darstellungsmittel, die Kostüme, die Requisiten und die Räume. Aber bei alledem, so möchte man glauben, ist doch eine Identität wahrzunehmen, so unzulänglich uns auch die Nachrichten, besonders die bildlichen Nachrichten, über die früheren Vergangenheitsphasen berichten. Man glaubt am heutigen Spiel ablesen zu können, daß sich, wie eine klare Familienähnlichkeit im Physiognomischen und im Psychologischen sich über lange Geschlechterketten hin fortpflanzt, die Spielidee, die Idee der Erler Passion erhält und weiter tradieren läßt.

Das ist eine Beobachtung, die geraden Wegs zu der Frage nach der Bedeutung führt, die die Erler Passion im Zusammenhang des Gegenwartstheaters haben kann. Denn es muß sich, wenn die Identität überhaupt wahrnehmbar sein soll, um die jeweilige Gegenüberstellung eines zeitlosen und eines zeitgebundenen Anteils in der Darstellung handeln. Das Zeitlose ist der Anteil des Glaubens, die Anerkennung des Gelübdes und seine immer wiederholte Einlösung. Das Zeitgebundene ist der Anteil des jeweiligen Gegenwartstheaters. Freilich läßt dieser Begriff viele Möglichkeiten offen, und jede Theatererscheinung als Spiegel ihrer Zeit kann dieser Zeit ebenso entsprechen wie ihr nachhinken oder auch ihr voraufgehen. Jedoch ist in einem Falle gänzlichen Neubeginns wie dem von Erl, wo nach jahrzehntelanger Pause eine Tradition neu aufgenommen wird und von Bühnenhaus und Zuschauerraum bis zu allen Einzelheiten des Spiels hin ein neuer Anfang gemacht wird, die Frage nach der Gegenwartsqualität der theatralischen Gestaltung nicht nur berechtigt, sondern auch vielversprechend.

Der Neubau des Hauses macht darin den verheißungsvollsten Anfang. Auf den ersten Blick scheint zwar die Entschiedenheit, mit der die Darstellung ganz in ein geschlossenes Haus gebannt ist, eine Bindung an die barocke Tradition der Kunstlichtbühne zu bedeuten und im Gegensatz sowohl zu der mittelalterlichen Passionsdarstellung wie auch zu der

neuzeitlichen Variante in Oberammergau zu stehen, die ja die Bühne dem Tageslicht aussetzt und nur den Zuschauerraum überdacht, also eine Art von Kompromiß zwischen der Freilichtbühne und der Kunstlichtbühne schließt. Tatsächlich aber ist die Bühne von Oberammergau viel traditioneller als die von Erl. Sie bewahrt sogar in Klassizismus und perspektivischer Symmetrie einen Rest von Renaissanceerinnerung, zusammen allerdings mit letzten Spuren der mittelalterlichen Simultanbühne und ihren „mansiones". Das Passionstheater in Erl dagegen ist entschieden neuzeitlich. Die Orientierung an der Illusion ist aufgegeben. Der Guckkasten fehlt. Die Bühnenfläche zeigt eine Aufteilung für nicht bildlich, sondern räumlich gefaßte Darstellung; die starke Vertikalgliederung belegt das mit Nachdruck. Die Vorbühne ist asymmetrisch in Bodenfläche und Seitenwänden. Die Absicht der Zusammenfassung von Spielfläche und Zuschauerraum zu einer räumlichen Einheit ist unübersehbar. Das sind die wichtigsten Zeugnisse für die Gegenwartsbeziehungen des Baus. Sie entsprechen den Grundsätzen, nach denen der Theaterbau der Gegenwart sich orientiert.

Dieses gegenwartsnahe Haus verlangt nach gegenwartsnaher Darstellung. Wirklich ist dem Spiel das Bemühen zu entnehmen, diesem Verlangen Rechnung zu tragen und, wie es das Gegenwartstheater will, die ästhetischen Bereiche zu übersteigen und den Zuschauer ganz und unmittelbar zu ergreifen. Nun scheint es freilich, als falle es dem religiösen Theater leichter als jeder anderen Theaterform, diese Forderungen zu erfüllen. Es wäre voreilig, sich mit dieser Annahme zu begnügen. Denn es ist durchaus keine Selbstverständlichkeit, daß das religiöse Theater die ästhetischen Bindungen an die Illusionsbühne hinter sich läßt, und es gibt sehr wohl Belege dafür, daß religiöse Darstellungen dem Ziel, solche illusionären Eindrücke zu erzielen, nachstreben. Die Erler Passion selber zeigt, z. B. in Teilen der Abendmahlszene oder der Kreuztragung, daß sie manchen illusionär-ästhetischen Geschmacksansprüchen nachgibt. Andererseits ist es auch nicht selbstverständlich, daß das religiöse Schauspiel den ganzen Menschen ergreift. Es erregt zunächst seine religiös bestimmte Anteilnahme und kann in einem weiteren Schritt dann sehr wohl auch den ganzen Menschen ergreifen. Das Gegenwartstheater appelliert dagegen mit überästhetischer oder sogar antiästhetischer Dringlichkeit unmittelbar an den ganzen Menschen. Es arbeitet mit den Mitteln fiktiver Realitäten, die die Wirklichkeit übersteigen oder suspendieren. Ansätze in der Richtung auf solches Verhalten scheinen sich mir in der Erler Passion abzuzeichnen. Damit soll keineswegs versucht werden, ihr die Radikalität oder gar die Ausschließlichkeit der Gesetze zu unterstellen, die sich das Gegenwartstheater gibt. Aber schon diese Möglichkeit, Spuren

unmittelbarer Affinität wahrzunehmen, die dieses religiöse Spielen aus jahrhundertealtem Herkommen den Bedingungen des Gegenwartstheaters und seinen sich erst ganz allmählich abzeichnenden und im allgemeinen Bewußtsein noch längst nicht fixierten Gesetzen gegenüberstellt, bedeutet viel. Denn damit wird die Erler Passion 1960 zum Felde fruchtbarer Spannung zwischen Tradition und Gegenwart. Das geschichtlich gebundene Dokument des alpenländischen Theaters auf dem Boden des Glaubens enthüllt Züge zeitgenössischer Zugehörigkeit. Das Zeugnis der Geschichtlichkeit wird zum Zeugnis der Gegenwart.

Literaturanhang

Allgemeine Literaturangaben zum mittelalterlichen Theater überhaupt und zum mittelalterlichen Passionsspiel im besonderen sind jetzt zusammengestellt zu finden bei Heinz Kindermann, Theatergeschichte Europas 1 (Salzburg 1957), S. 489 ff., für den deutschen Sprachbereich besonders S. 492 ff., und bei Hans Knudsen, Deutsche Theatergeschichte (Stuttgart 1959), S. 310 ff. — Einen umfangreichen Forschungsbericht über die Fachliteratur der letzten Jahrzehnte gab Wolfgang F. Michael, Das deutsche Drama und Theater vor der Reformation, in: Dt. Vierteljahrsschrift f. Litwiss. und Geistesgesch. 31 (1957), S. 106—153. Die mittelalterlichen Passionsspiele sind ausführlich und wiederholt von Anton Dörrer behandelt worden. Seinen Artikel „Tiroler Passionsspiele", in: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon, hrsg. von Wolfgang Stammler, später von Karl Langosch, Bd. 3 (Berlin 1943), Sp. 741 ff., und die übrigen, nach Ortsnamen geordneten Passionsspiel-Artikel des gleichen Verf. verzeichnen auch seine übrigen Arbeiten zu diesem Thema unter der detailliert angegebenen Spezialliteratur. Ebd., Sp. 788 f., Nachträge in Bd. 5, Sp. 867 ff. Die Literatur seit 1945 ist aufgeführt in: Bibliographie der deutschen Literaturwissenschaft 1945—1953, bearb. v. Hanns W. Eppelsheimer (Frankfurt a. M. 1957) und den Fortsetzungen, bearb. v. Clemens Köttelwesch (eigenes Stichwort Passionsspiel im Sachregister).

Die Literatur über Erl ist gering an Umfang. Anton Dörrer verzeichnet seine eigenen Veröffentlichungen zum Thema am Schluß seines Aufsatzes: Passionen und Passionsspiele in Tirol, in: Deutsches Jahrb. f. Volkskunde 2 (1956) S. 319—324. Die Enciclopedia dello Spettacolo, zur Zeit das umfangsreichste Informations- und Nachschlagewerk der Theaterwissenschaft (Rom 1954 ff.), hat überhaupt keinen Artikel über Erl. Nicht zugänglich war mir L. Schmidt, Neuere Passionsspielforschung in Österreich, in: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 2 (1953) S. 114—143.

Severins Grab und die Anfänge Wiens*

von Johanna Haberl

Am 8. Januar 1982 wird man in Österreich den 1500. Todestag seines großen Apostels und frühchristlichen Heiligen Severin feierlich begehen können. Ähnlich wie in Rom seit ungefähr zehn Jahren die Aufdeckung des Petrusgrabes unter dem Hauptaltar der Peterskirche allen Christen die Identität von Glaube und Überlieferung vor Augen führt, wäre die Möglichkeit hierzu auch in Wien gegeben, wenn auch auf anderer Ebene und in bescheidenerem Rahmen. Wir besitzen in der Lebensbeschreibung des Heiligen Severin, von seinem Schüler und Nachfolger Eugippius ungefähr 30 Jahre nach seinem Tode aufgezeichnet, ein einzigartiges und wichtiges Dokument über das Frühchristentum auf österreichischem Boden. Wäre es nicht die vornehmste Aufgabe der österreichischen Archäologie, die in den letzten Jahren den mohammedanischen Türken die Johannes- und Marienkirche in Ephesos (Kleinasien) wiederhergestellt hat, hier vor den Toren Wiens und in Niederösterreich durch zielbewußte, unvoreingenommen und sachlich durchgeführte archäologische Untersuchungen die Verbindung zu diesem literarischem Zeugnis frühchristlichen Lebens herzustellen und vor allem *Favianis,* den Wirkungs- und Sterbeort des Heiligen, eindeutig zu lokalisieren?

Wohl hat R. Egger[1] in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg durch seine Pionierarbeit der Freilegung frühchristlicher Kirchenbauten im südlichen Norikum (Grazerkogel, Hemmaberg im Jauntal, Hoischhügel bei Thörl-Maglern, St. Peter im Holz und auf dem Kirchbichl bei Lavant, den F. Miltner[2] zwischen 1948 und 1955 systematisch freilegte) den Grundstein zu weiterer fruchtbarer Forschungsarbeit auf diesem Gebiet gelegt. Doch können beinahe alle weiteren Entdeckungen frühchristlicher Kultstätten als Nebenprodukte großangelegter Plangrabungen gewertet werden, deren Ziel die Erforschung spätantiker Fliehburgen und Siedlungen war. So kamen Grundrisse frühchristlicher Kirchen oder Kapellen in Duel bei Paternion (1929)[3], auf dem Tscheltschnigkogel bei Warmbad

---

* In verkürzter Form wurde der Aufsatz bereits in der Wiener Wochenzeitung „Furche", Jahrg. 16. (1960), S. 9 gedruckt.

[1] R. Egger, Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Norikum, Sonderschrift der ÖA Jahreshefte (= ÖJh.) Bd. 9 (Wien 1916).

[2] F. Miltner, in: ÖJh. 38 (1950), Bbl. Sp. 37 ff.; 40 (1953), Bbl. Sp. 15 ff.; 41 (1954), Bbl. Sp. 43 ff.; 42 (1955), Bbl. Sp. 71 ff.; 43 (1958), Bbl. Sp. 89 ff.

[3] R. Egger, in: ÖJh. 25 (1929) Bbl. Sp. 161 ff.; ders., in: Actes du VIème Congrès Intern. d'Archéologie Chrétienne, Aix-en-Provence 1954 (Paris-Rom 1957), S. 73 ff.

Villach (1939—42)[4], auf dem Ulrichsberg[5] (1934—38), und auf dem Georgenberg bei Micheldorf (1953—56)[6] sowie auf der Heidenburg bei Göfis (1942—46)[7] zum Vorschein. Dem Zufall verdanken wir die Entdeckung einer kleinen frühchristlichen Kirche in Laubendorf bei Obermillstatt (1957)[8]. Ein Novum innerhalb der frühchristlichen Forschung in Österreich stellt das Ergebnis der baugeschichtlichen Untersuchungen an der St. Martinskirche bei Linz dar, wo die Ausgräber — auf der Suche nach karolingischen Resten — auf die spätantiken Vorgänger dieser Kirche stießen (1947/48)[9]. Inzwischen wurde versucht, unter den Fundamenten der Peterskirchen in Wien (Üttinger, 1951)[10] und Salzburg (1957)[11] solche spätrömischer Provenienz herauszuschälen. Wiederum als Nebenprodukt, nämlich bei der Erforschung der Babenberger Pfalz, entdeckte man 1953/54 auf dem Platz vor dem Stift in Klosterneuburg die Mauern der norischen Kirche und ihres Totenhauses[12]. Bei der Freilegung des 2. Amphitheaters von Carnuntum (1923—30) stießen die Ausgräber in einem Raum am Südtor auf ein primitiv gemauertes Taufbecken[13], ähnlich wie man eines auch im Baptisterium der Bischofskirche von Lavant oder in Duel vorfand. Dem reichen archäologischen Material, das hauptsächlich aus dem südlichen Norikum, und nur zum geringeren Teil aus Ufernorikum und dem angrenzenden pannonischen Raum vorliegt, steht die reiche literarische Überlieferung der Vita Sancti Severini gegenüber[14].

Aus dieser erfahren wir, daß der Heilige zwischen 450 und 454 n. Chr. aus dem Orient kommend, sich in Favianis, einem Ort *(oppidum,* auch

---

[4] H. Dolenz, in: Carinthia 1937, S. 27 f.; 1938, S. 120 f. (Grabkapelle).
[5] R. Egger, in: Carinthia 1950, S. 55 ff., Abb. 16; ders., in: Actes du V. Congrès (s. o. Anm. 3), S. 76 f.
[6] H. Vetters, in: ÖJh. 43 (1958), Bbl. Sp. 123 ff.; ders., in: Österr. Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 10 (1956), S. 16 ff.
[7] A. Hild, in: Montfort 2 (1947), S. 167 ff.
[8] H. Dolenz, in: Österr. Zeitschr. f. Kunst u. Denkmalpflege 12 (1958), S. 105 f.; ders., in: Pro Austria Romana (= PAR), 1957, 11/13, S. 1.
[9] F. Juraschek-W. Jenny, Die Martinskirche in Linz, ein vorkaroling. Bau (Linz 1949); ders., in: Österr. Zeitschr. f. Kunst u. Denkmalpflege 12 (1958), S. 101 ff., wo die Reihe der vorromanischen Kirchenbauten um Bischofshofen (St. Maximilian), St. Florian und Wieselburg vermehrt wird.
[10] K. Üttinger, Das Werden Wiens (Wien 1951), S. 7 ff., Abb. 4 — verschiedene Pläne von St. Peter, dazu Anm. 1 auf S. 7.
[11] H. Vetters, in: Mitt. der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 98 (1958), S. 267 ff.; ders., in: Österr. Zeitschr. f. Kunst u. Denkmalpflege 12 (1958), S. 71 ff.
[12] Egger, in: Actes (wie Anm. 3) S. 73 ff.; ders., PAR 1954, 11/12, S. 36 f.; PAR 1953, 9/10, S. 41 ff.
[13] F. Miltner, Das 2. Amphitheater von Carnuntum (2. Aufl. 1932), S. 12, Abb. 5.
[14] Die Vita Sancti Severini ist in zahlreichen Handschriften, die zwischen dem 7. und 11. Jh. entstanden sind, erhalten. Th. Mommsen hat sie in 4 Klassen geteilt: Bobbio, Monte Cassino, Salzburgisch-bayerische und eine, die er auf eine Admonter (?) Kopie zurückführt. Wissenschaftliche Ausgaben und Übersetzungen, die seit 1879 in Österreich erschienen, sind: S. Brunner (1879), M. Schuster (1946), R. Noll (1947) und Klemens Kramert-E. K. Winter, Der Heilige zwischen Ost und West, 1. Band (1958), S. 48 ff. Über die Handschriften, Textmanipulationen usw. vgl. Winter 1, S. 149 ff. und 2, S. 17 ff.

civitas in dieser Schrift genannt) unweit der Grenze gegen Pannonien niederließ und von hier aus 30 Jahre als religiöser und politischer Führer der romanischen Bevölkerung wirkte. Er fand in den Städten entlang der Donau und im Hinterland *(Asturis, Comagenis, Favianis, Cucullis, Batavis, Boiotro, Quintanis, Joviaco, Lauriacum* und *Juvao)* gut organisierte Christengemeinden vor, die ihre Gemeindekirchen, Klöster, Kapellen und Bischofskirchen (in *Lauriacum* =Lorch, *iuxta oppidum Juvao* bei Salzburg und in *Favianis*) hatten, denen ein im Rang jeweils entsprechender Klerus vorstand. In dieser unruhigen und unsicheren Zeit, in der Leben und Gut der römischen Bürger täglich durch Überfälle der aus dem Osten, Nordosten und Nordwesten vordringenden Barbaren (Goten, Heruler, Thüringer, Alemannen) bedroht wurde, wirkte Severin durch seinen Glauben und durch seine Wunder als Beschützer und Lenker ihrer Geschicke. Den militärischen Schutz der Grenzbevölkerung hatten die am Nordufer der Donau siedelnden Rugen als Föderaten Westroms übernommen; nur an einigen wenigen Orten, darunter Batavis, Lauriacum und Favianis hielt sich noch römisches Militär auf.

Severin richtete sich in einem verlassenen Wachtturm *(burgus)* außerhalb der Stadtmauern von Favianis, *ad vineas* (in den Weingärten) eine Mönchszelle ein. Hierher zog er sich zu Meditationen zurück, hier suchten ihn Christen und Barbaren auf, die seines Rates und seiner Hilfe bedurften. In Favianis starb er auch am 8. Januar 482 und sein Leichnam wurde hier bis zur Zeit der Evakuierung der romanischen Bevölkerung Ufernorikums (488 n. Chr.) begraben. Damals wurde der (unverweste) Leichnam von den Klosterbrüdern exhumiert, und — den letzten Anordnungen des Heiligen folgend, der seinen Todestag und den Zeitpunkt der Evakuierung vorausgesagt hatte — von den Emigranten nach langen Wanderungen in das Kloster Lucullanum bei Neapel überführt. Fromme Verehrer errichteten ihm ein Mausoleum und sein offizieller Kult hat sich in Fratta Maggiore bis zum heutigen Tage erhalten.

Als der Pfarrer Klemens Kramert im Sommer 1950 an die Restaurierung der im Kriege beschädigten St. Jakobskirche in Heiligenstadt (Wien, 19. Bezirk) schritt, entdeckte er beim Ausheben einer ca. 1 m tiefen Grube unter dem Altar Spuren von drei verschieden hoch liegenden Fußböden des Kirchenschiffes; eine marmorne Altarplatte von einer baugeschichtlich älteren Kirche, die mit einer Sandsteinplatte abgedeckt war und unter dem Niveau des heutigen Bodens lag, gab den ersten Anstoß zur Untersuchung. Bei weiteren Aufräumungsarbeiten kamen römische Mauerreste zum Vorschein, und diese veranlaßten die offiziellen Stellen (Historisches Museum der Stadt Wien und Bundesdenkmalamt), 1952 eine Grabung durchzuführen. Kurz zusammengefaßt ergab die Untersuchung unterhalb des Kirchenschiffes der jetzigen, um 1135 erbauten St. Jakobskirche folgendes: ein aus römischen Ziegeln und Bruchsteinen gemauertes (leeres) Grab, nördlich davon ein beiläufig quadratisches, ebenfalls gemauertes Becken, mit einer Steinplatte, die eine darunter liegende Sickergrube verdeckte. Diese Grabanlage befindet sich innerhalb eines römischen Gebäudes (ca. $12 \times 6{,}5$ m), dessen größere nördliche Hälfte unter dem Niveau des heutigen Pfarrhofes liegt. Innerhalb des römischen Baues wurden zwei mächtige, auf das Grab orientierte Pfeiler-

sockel und Reste eines vorromanischen Altarbaues festgestellt. Auf Grund der Mauertechnik, der Niveauverhältnisse und der Ziegelfunde (die spätrömische Stempel tragen), waren sich alle Beteiligten zunächst darüber einig, daß man es mit einem römischen Militärbau zu tun hatte, der in spätantiker Zeit zivilen Zwecken (als Grabanlage?) nutzbar gemacht wurde. Das Grab und das Becken (Taufbecken oder Kindergrab?) wies man dem 5. nachchristlichen Jahrhundert zu[15].

Begreiflicherweise regte diese Aufdeckung zu weiterer Stellungnahme und Deutung an. Für kirchliche Kreise lag die Annahme eines Zusammenhangs der Funde mit einer in das frühe Mittelalter zurückreichenden Tradition der Lokalisierung des Wirkungsbereiches des Heiligen Severin im Raume von Wien — Sievering und Heiligenstadt — nahe. Denn Heiligenstadt, als *Locus Sanctus* 1125 urkundlich genannt[16], war bereits seit Jahrhunderten Mittelpunkt einer lokalen, volkstümlichen Severinsverehrung, der Kardinal Fürst Kollonitz kirchlicherseits engegenkam, als er der Jakobskirche 1745 eine Severinsreliquie aus Neapel beschaffte[17]. Archäologische Kreise, die diese Deutungsmöglichkeit zunächst nicht ausgeschlossen haben, distanzierten sich jedoch bald davon, indem sie sich auf eine erst im 19. Jh. entstandene Hypothese beriefen[18], die Favianis mit Mautern gegenüber von Krems identifizierte, und diese neuerlich bekräftigten[19]. Grabungen, die das Österreichische Archäologische Institut

---

[15] A. Neumann, in: Amtsblatt der Stadt Wien 1952 Nr. 89; ders., in: Pro Austria Romana 1952, Nr. 11/12 und 1954, Nr. 5/6; ders., in: Amtsblatt der Stadt Wien 1954, Nr. 59; ders., in: Carinthia 1956, S. 461 f.; Egger, in: Actes (wie Anm. 3), S. 80 f.

[16] Hierzu K. Lechner, in: Wiener Geschichtsblätter 68 (1953), S. 66 f.

[17] Vgl. Winter a. a. O. 2, S. 351 f.

[18] U. a. A. Huber, Geschichte der Einführung und Verbreitung des Christentums in Südostdeutschland 4 (1875), S. 313 f. Huber versuchte die Bedeutung des Stifts Göttweig auf die Nachbarschaft und Nachfolge von Favianis zurückzuführen und brachte als erster Mautern für Favianis in die Diskussion. Er bezog sich vor allem auf eine Stelle im Stiftungsbrief des Benediktinerstiftes Göttweig, wo es heißt: *murale infra quod capella Sancti Agapiti habebatur,* und hielt dieses *murale* für eine Mauer des Severinklosters. Ihm folgte F. Kenner, indem er Hubers These durch eine Studie der Verteilung der 4 spätantiken Flottenstützpunkte zwischen Passau und Favianis (die ebenfalls einen sehr hypothetischen Charakter aufweist) zu untermauern versuchte. Es muß ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß zu Kenners Zeiten keine anderen Bodenfunde (weder in Mautern noch in Heiligenstadt) vorlagen. F. Kenner, Favianis, eine Darstellung des Streites um diesen Ort und seine Lage, in: Berichte und Mitt. des Alterthumsvereines zu Wien 19 (1880), S. 49 ff.; ders., Favianis, Wien und Mautern, in: Blätter des Vereines für Landeskunde von NÖ 16 (1882), S. 3 ff.; Kenners Schriften richten sich vor allem gegen A. Šembera, der bereits Heiligenstadt — *Locus Sanctus* — mit dem *Ad Vineas* der Vita Sancti Severini in Verbindung brachte (in: Wien, der Wohnsitz und Sterbeort des Hlg. Severin, 1882). Ein treffendes Wort über den (negativen) Wert der Arbeit F. Kenners von E. Polaschek, in: RE XVII/1, Sp. 1047 (stark hypothetisch).

[19] A. Neumann, in: Carinthia 1956, S. 461 (vgl. auch Anm. 15); H. Thaller, in: Carinthia 1953, S. 768; R. Noll, Frühes Christentum in Österreich (Wien 1954), S. 53 u. 80 f.; K. Lechner, in: Wiener Geschichtsblätter 68 (1953), S. 54 ff.; ders., in: Wiener Geschichtsblätter 69 (1954), S. 31 ff. Hierzu kommt

seit 1948 wiederholt in Mautern unternommen hat, ergaben u. a. frühchristliche Gräber innerhalb der heidnischen Nekropole und spätrömische Mauerreste (von einer Priesterbank?) an der St. Margaretenkapelle. Eindeutigere Funde von dieser Grabungsstelle sind der Öffentlichkeit noch nicht bekannt[20].

Die Lösung des Problems Favianis hängt jedoch nicht allein von lokalen Bodenfunden ab, sondern ist engstens verknüpft mit der noch immer nicht geklärten spätantiken Grenzziehung zwischen Norikum und Pannonien[21]. Diese wird von einem Teil der Forscher an den südöstlichen Abhängen des Kahlenberges[22], von anderen wiederum an den nordwestlichen, im Gebiet des Tulbinger Kogels oder noch weiter westlich davon angenommen[23]. Auch steht in vielen Fällen eine eindeutige Identifizierung der uns aus den antiken Quellen und der Tabula Peutingeriana überlieferten römischen Ortsnamen noch aus[24]. Weiters spielt auch die Ab-

---

eine Studie von auswärts: A. Aigen, Favianis und der Heilige Severin, in: Passauer Jahrbücher 3 (1959), S. 168 ff. Diese Arbeit erschien bereits als Gegenschrift zu Winter-Kramert. Aigen setzt sich wiederum mit der Stelle über die Flottenstationen in der Notitia Dign. Occ. (XXXIV), mit der allein auch alle anderen Forscher auskommen mußten, auseinander und mit dem (unsicheren) Verlauf der Grenze zwischen Norikum und Pannonien. Darauf stützt er seine Verwerfung der These Winters und er schließt sich der Hypothese Kenners und seiner Nachfolger an. Aigen verfängt sich (mit Recht) in der bizarren, oft anfechtbaren Ausdrucksweise Winters, die sich ein wohlmeinender Kritiker aus dessen geringer Vertrautheit mit der archäologischen und althistorischen Fachsprache erklärt; aber auch die zwei Jahrzehnte dauernde Abwesenheit Winters — er lebte als Emigrant in Amerika — dürfte an der manchmal schwerfälligen und ungewöhnlichen Ausdrucksweise Schuld tragen. Man sollte sich bei der Beurteilung seiner Arbeit vor Augen halten, daß er das Thema St. Severin-Favianis von geistesgeschichtlicher Seite her zu erfassen versuchte. Die archäologischen Gegebenheiten sind von sehr bescheidenem Ausmaße und erlauben es jedem Gebildeten, sich damit auseinander zu setzen.

[20] H. Thaller, in: ÖJh. 38 (1950), Bbl. Sp. 145 ff.; dies., in: ÖJh. 43 (1958), Bbl. Sp. 169 ff.; dies., in: PAR 1956, 9/10, S. 30; dies., in: Kulturberichte aus NÖ. 8 (1958), S. 64. Bericht in „Die Presse" vom 24. August 1958; PAR (1951) 5/6 S. 17; 1952, 9/10 S. 44; 1952, 1/3 S. 2 f.; 1953, 9/10 S. 30 f.

[21] Das Wiener Becken gehörte z. Zt. der Okkupation durch die Römer zum Regnum Norikum (hierzu Pauly-Wissowa, RE XVII/1, Sp. 977, Art. Norikum von E. Polaschek). Von diesem Zeitpunkt bis zum 3. Jh. n. Chr. ist es ein Teil Oberpannoniens; s. E. Polaschek, in: Jahrbuch des Vereines für Landeskunde von NÖ. 21 (1928), S. 31 ff.; im 4. Jh. wechselte Klosterneuburg seine Zugehörigkeit zur Provinz Oberpannonien und wurde wieder norisch, s. RE XVII/1, Sp. 986 f., E. Polaschek. In dem aus der Not. Dignitat. occ. XXXIV überlieferten Titel: *Dux Pannoniae Primae et Norici Ripensis* könnte man auch schließen, daß eben diese Wiedereingliederung des westlichen Teiles von Oberpannonien (Wienerwald — östliche Abhänge des Kahlenberges) in diesem Titel zum Ausdruck kommt. Die Gegend östlich von Mautern jedoch kann wohl nie ein Teil Oberpannoniens gewesen sein.

[22] So z. B. Winter, a. a. O. 2, 129 ff.

[23] Dagegen K. Lechner, in: Wiener Geschichtsblätter 68 (1953), S. 56; A. Aigen, in: Passauer Jhb. 3, 191; vgl. o. Anm. 21.

[24] Z. B. *Asturis* = Klosterneuburg, s. R. Noll, Eugippius, Das Leben des Heiligen Severin, S. 154; G. Pascher, Römischer Limes in Österr. 19 (1949), Sp. 63. Dagegen E. Polaschek, in: Unsere Heimat, N. F. 21 (1950), S. 167: *Asturis*

grenzung des Siedlungs- und Machtbereiches der Rugen[25] am nördlichen Donauufer für die Lokalisierung von Favianis eine Rolle. Allein aus dem hier Angedeuteten ergibt sich die Notwendigkeit einer Revision der verschiedenen Theorien.

Viele Jahre sind seit der Entdeckung in Heiligenstadt vergangen. Die Jakobskirche wurde inzwischen wieder instandgesetzt, das Grab mit dem Becken (Taufbecken?) inmitten römischer Mauern wurde konserviert und ist als kryptaartige Enklave unter dem Langhaus als „Heiligengrab" allen zugänglich. Von den zwei Gruppen, die sich um die Auslegung der Funde bemühten, hat die eine „contra Heiligenstadt" sich bis zum heutigen Tag mit einigen kleinen Publikationen und Streitschriften begnügt[26], die alle darin gipfeln, einen Zusammenhang der Heiligenstädter Entdeckung mit dem Wirkungs- und Sterbeort des Heiligen Severin, also mit Favianis, zu negieren und dafür Mautern ins Treffen zu führen. Die Gruppe „Pro Heiligenstadt" hingegen schloß sich zu einer Arbeitsgemeinschaft St. Severin zusammen, die sich unter der Leitung von Prof. E. K. Winter und Pfarrer Klemens Kramert mit allen Aspekten dieses sehr komplexen Problems seither intensiv beschäftigt[27]. Das Ergebnis dieser langjährigen Arbeits- und Dikussionsgemeinschaft haben beide gemeinsam in einer umfangreichen Publikation vorgelegt: Klemens Kramert und Ernst

---

= Zeiselmauer, Klosterneuburg = *Cannabiaca*. Zum Verständnis dieses Problems die wichtige Arbeit: Noricum in Ptolemaios Geographie, in: Carinthia 1953, S. 701 ff., u. Jahrbuch f. Landeskunde von NÖ. 21 (1928), S. 6 ff.

[25] Hierzu H. Mitscha-Märheim, in: Carinthia 1953, S. 786; H. Thaller, in: Carinthia 1953, S. 765 ff. — Mitscha-Märheim, in: „Krems und Stein, Festschrift zum 950jährigen Stadtjubiläum" (Krems 1948), S. 15: „Wir besitzen bis heute keinen einzigen Grab- und Siedlungsfund, den wir mit Sicherheit diesem Volke (Rugen) zuweisen können". Nur einige Rugenmünzen aus der Umgebung von Krems und ein ebensolcher Schatzfund aus Hadersdorf am Kamp. Hierzu F. Stefan, Münzen der Rugenkönige, in: Congrès Intern. de Numismatique, 2. Bd. (Paris 1953), S. 443 ff. Stefan besitzt eine Rugenmünze, die er versucht, zusammen mit je einer ähnlichen aus Italien (?) und Frankreich als rugisch einzureihen. Die Münzen tragen Monogramme der Rugenkönige (?).

[26] Vgl. Anm. 15 und 19.

[27] E. K. Winter, St. Severin, Ideologie und Realität. 1500 Jahre Favianis, in: Wiener Geschichtsblätter 9 (1954), S. 2 ff.; ders., Wiener Frühchristentum, in: Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien 12 (1955/56), S. 7 ff.; ders., The Byzantine Millenium of Vienna, in: Medievalia et Humanistica 10 (1956), S. 1 ff.; Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft St. Severin, Wien-Heiligenstadt, hgg. von Pfarrer Klemens Kramert. Kl. Kramert, Ausgrabungen unter der St. Jakobskirche dokumentieren 1500 Jahre Heiligenstadt (1954, Selbstverlag). Weiter stimmen bei: E. Schaffran, Über spätantik-frühchristliche Ausgrabungen in der Jakobskirche von Wien-Heiligenstadt, in: Rivista di Archeologia Christiana 29 (Rom 1953); ders., Frühchristentum und Völkerwanderung in den Ostalpen, in: Archiv für Kulturgeschichte 37 (1955), S. 33 ff. Auch A. Alföldi war schon 1926 der Ansicht, daß Favianae bei Wien zu suchen sei, in: Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien, Ungar. Bibliothek, 1. Reihe, Bd. 1 und 2 (1926), S. 89 f. In der gleichen Studie weist Alföldi nach, daß F. Kenner, der Nestor der Favianis-Mautern-Theorie, unzuverlässig arbeitete — so z. B. bei der Bestimmung des Münzschatzfundes von Carnuntum, s. Bd. 1 (1924), S. 47.

Karl Winter, St. Severin, der Heilige zwischen Ost und West (1. Band 223 S.; 2. Band 456 S.; Bernina Verlag, Klosterneuburg, 1958 bzw. 1959).

Der Inhalt des 1. Bandes setzt sich aus einem tagebuchartigen Bericht über die Vorgänge vor, während und nach der Ausgrabung (1. Teil K. Kramert), dem Abdruck der Vita Sancti Severini des Eugippius und ihrer Übersetzung ins Deutsche mit einem ausführlichen Kommentar (2. Teil), sowie der im 3. Teil von E. K. Winter aufgeworfenen Problemstellung (Die Quelle, Der Mann, Das Land) zusammen.

Der 2. Band, den Prof. Winter einen Tag vor seinem plötzlichen Tod vollendete, zeugt von seiner ungewöhnlichen geistigen Universalität. „Singlehanded" wagte er ein so umfassendes Thema anzuschneiden und rang dabei in Diskussion mit sich selbst, mit imaginären und wirklichen Gegnern um eine Klarstellung, versucht Brücken zu schlagen zwischen den eng gezogenen Grenzen der wissenschaftlichen Spezialbereiche.

In 48 Kapiteln, auf 12 Hauptabschnitte verteilt, setzt sich E. K. Winter mit der Geschichte des Donauraumes und im besonderen des Wiener Raumes zur Römerzeit, zur Zeit der „Völkerwanderung", des Awaren- und Slawenreiches, Karls des Großen, des Mährischen und Ungarischen Reiches, zur Zeit der Babenberger und Habsburger und schließlich, auch das soll nicht übergangen werden, der ersten und zweiten Republik auseinander. In diesen historischen Rahmen projiziert er die auf diesen Raum bezogenen spärlichen Nachrichten der antiken Quellen (Tacitus, Germania, Eugippius, Vita Sancti Severini, Notitia Dignitatum Occidentalis, Jordanes, Getica, Paulus Diaconus, Historia Langobardorum), die kirchlichen Aufzeichnungen über die seit dem 7. Jh. einsetzende Missionierung (Re-Christianisierung?) des österreichischen Donau- und Alpenraumes (irische, bayerisch-salzburgische, slawische — Cyrill und Method —), die babenbergische Geschichtsschreibung (Otto von Freising, Gesta Friderici und Chronicon), und die Spekulationen klerikaler und profaner Gelehrter vom 14. bis zum 19. Jh. In den Mittelpunkt aller Überlegungen stellt Winter stets die Frage, inwieweit die mittelalterliche Überlieferung, die Wien mit Favianis identifiziert und den Namen der Stadt nicht von Vindobona sondern von Fa-Vianis ableitete, zu Recht besteht und ob die bis heute vorliegenden konkreten Ergebnisse der modernen Hilfswissenschaften (Archäologie, Ur- und Frühgeschichte, Etymologie und Volkskunde), der Kirchengeschichte und der Patrozinienforschung die Lokalisierung dieses römischen Ortes in die Umgebung von Wien-Heiligenstadt erlauben. Denn davon hängt die Deutung des Heiligengrabes ab.

Hier kamen dem Autor die sensationellen Schlüsse zu Hilfe, zu denen K. Üttinger auf Grund umfangreicher Studien, aber auch kühner Überlegungen gelangte[28]. Sie gipfeln in der Erkenntnis, daß das römische Lager Vindobona nicht, wie bisher angenommen, um 400 n. Chr. von den Goten zerstört und von seinen Bewohnern verlassen wurde, sondern daß sich eine Reststadt mit ihrer (romanischen?) Bevölkerung in der Südostecke (5.—6. Jh. n. Chr.)[29] des römischen Lagers mit der Kirche St. Peter als religiösem Mittelpunkt und in der Nordostecke (7. bis 8. Jh. n. Chr.)[30]

[28] K. Üttinger, Das Werden Wiens (1951).
[29] Ebd., S. 21 ff., 26, Abb. 6, Plan der Reststadt.
[30] Ebd., S. 39 ff.

um die St. Ruprechtkirche erhalten hat. Öttinger schließt sich zwar jenen Sprachforschern an, die den Namen Wien über verschiedene gotische und slawische Zwischenformen von Vindobona ableiten[31], doch überzeugen alle aufgeführten Zwischenstufen (Vendomna, Vedunja, Vedna, Wenia) nicht so sehr wie die einfache Überlegung, von Fa (Vorsilbe)-Vianis über Vienis (bei Otto von Freising), Vienne, Vienna (franz. engl.) zu Wien zu gelangen (Wian, kärntnerische Mundartform noch heute). Es besteht somit die große Wahrscheinlichkeit, daß der Name einer römischen Stadt in der Nähe Vindobonas in späterer Zeit bewußt auf Wien übertragen worden ist. Derartige Namensübertragungen sind aus Kärnten[32], Krain bzw. Istrien[33] und auch im Zusammenhang mit dem Lande und dem Volk der Bayern bekannt[34], sie werden von einem ernstzunehmenden Ortsnamenforscher als eine Erfindung und Usance byzantinischer Staatsraison bezeichnet[35].

Für die österreichische Frühgeschichte sollten die Ergebnisse der Forschungen K. Öttingers (Wien)[36], F. Juraschecks und W. Jenny's (St. Martin bei Linz)[37], F. Miltner's[38] (Lavant in Osttirol) und E. Winter (Heiligenstadt) in Zukunft richtungweisend sein; denn sie bezeugen das Fortleben der römischen Zivilisation und des Christentums zwischen dem Ende der Römerherrschaft und dem Beginn der karolingischen Ära[39] entgegen der

---

[31] Ebd., S. 74.

[32] Inschrift eines Kindersarkophages aus Saifnitz/Kanaltal, nennt einen *scrutator statio Bilachinie(n)s(is),* die R. Egger bei Warmbad Villach vermutet (Frühchristliche Kirchenbauten, S. 95 f.). Den Namen Bilachinium (?) führte Egger nach Kranzmayer auf ein slawisches Biljak, ein neuerer Forscher (W. Brandenstein, in: Carinthia 1953, S. 854) auf ein keltisches (?) Biljakon zurück. Villach war im Mittelalter ein Flurname und wurde erst 976 für *„Curtis Fillac"* am Drauübergang verwendet. Der Name der römischen Siedlung am Drauübergang aber war *Sanctícum* (R. Egger, Kirchenbauten, S. 96 f., und Carinthia 1960, S. 45 ff.; RE XVII/1, Sp. 1046 (Polaschek, Art. Noricum).

[33] E. Klebel, in: Carinthia 1956, S. 481 ff. (Das Fortleben des Namen Norikum im Mittelalter). Das Bistum Pedena — wahrscheinlich Poetovio = Pettau — wurde nach Verlust dieses Gebiet juridisch auf Istrien als Bistum Pedena übertragen (S. 485); das Bistum von Cittanova führte im ganzen Mittelalter den Titel Aemonniensis — von Aemono = Laibach; das Augsburger Bistum wurde auf Saeben, dann Brixen übertragen *(episcopus secundae Raetiae).* Dies könnte im Zusammenhang mit der Frage der Ecclesia Favianensis, dem Lorcher Erzbistum und Passau von Interesse sein, hierzu Winter, a. a. O. 2, S. 241 ff. u. ö.

[34] Klebel a. a. O., S. 481 ff.: Tirol und Bayern werden ab 773/74 als Noricum bezeichnet, die Bayern hießen damals Noriker, hierzu besonders S. 488.

[35] Klebel a. a. O., S. 486 u. 492.

[36] S. o. Anm. 28 ff.

[37] Juraschek-Jenny (s. o. Anm. 9), S. 45 ff., 65 ff. Der vorkarolingische Bau (genannt im Vertrag von Traisma 799) war nur etwa 60 Jahre unbenützt (?). 737 erfolgte die Zerstörung Lauriacums durch die Awaren, die römische Zivilstadt stand um 700 n. Chr. noch.

[38] S. o. Anm. 2. Lavant war bis ins 8. Jh. n. Chr. als befestigter Bischofssitz intakt; Umbauten, Ergänzungen aus Neumaterial sind bis zu diesem Zeitpunkt nachzuweisen. Hierzu R. Egger, in: Actes du V. Congrès Intern. d'Archéol. Chrétienne, Aix-en-Provence 1954 (Paris-Rom 1957), S. 73 ff.

[39] Mon. Germ. Concilia II/1, 172 ff.: Im Jahre 796 (Bischofskonferenz *ad ripas Danubii)* wurde in Österreich ein im Lande ansässiger Klerus vorgefunden, der jedoch des Lesens und Schreibens unkundig war.

bisher vertretenen Lehre eines Kontinuitätsbruchs[40]. Als neue Arbeitshypothese sollte nun die Frage nach der Kontinuität romanischer Zivilisation und Besiedlung, der Fortdauer christlichen Lebens, trotz „Völkerwanderung", Germanen- und Slawenbesiedlung in den Vordergrund gestellt werden[41]. Die Arbeit E. K. Winters über Severin und Favianis zeigt, wie notwendig und fruchtbringend es ist, an die Lösung eines Problems von den verschiedensten Gesichtspunkten aus heranzutreten. Sie hat aber auch bewiesen, wieviel Mut dazugehört, neuen archäologischen Gegebenheiten den ihnen gebührenden Rang im Rahmen der Heimatgeschichte zu erkämpfen.

Trotzdem bliebe, nach dem heutigen Stand der archäologischen Untersuchungen in der Krypta der St. Jakobskirche in Heiligenstadt, Winters Arbeit der gerechte Erfolg versagt, wenn es nicht der Arbeitsgemeinschaft St. Severin gelungen wäre, an der Wand hinter dem leeren Grab Reste von zahlreichen Inschriften zu entdecken. Die deutlichste zeigt ein etwa 8 cm hohes Kreuz mit drei Querbalken, unter dem untersten ein Ω und A, nicht größer als 0.75 cm. Dieses Kreuz, das sich in dieser Form in der byzantinischen und russischen Kirche findet, ist seit dem 6. und 7. Jh. gebräuchlich[42], es muß also zwischen diesen Jahrhunderten und vor der Verschüttung des Grabes, die vielleicht beim Neubau der romanischen Kirche (um 1135) erfolgte, eingeritzt worden sein. Damit allein schon gewinnen die genialen Konjekturen Winters Boden unter den Füßen, denn alles deutet darauf hin, daß Heiligenstadt, der *Locus Sanctus* mittelalterlicher Urkunden, lange vor dem Einzug der Babenberger in Wien der religiöse Mittelpunkt des Wiener Raumes war.

---

[40] Egger, Kirchenbauten S. 61 f.; Polaschek, in: RE XVII/1, Sp. 1027. Diese These vertreten alle einschlägigen Werke über diesen Abschnitt der österreichischen Geschichte.

[41] Als Beispiel für die Unzuverlässigkeit anthropologischer Befunde, auf die die Forscher der Siedlungsgeschichte dieser Zeit angewiesen sind, möge hier zitiert werden: „Der Schädel I gehört ohne Zweifel einem Typus an, den wir der Rasse nach als ‚nordisch', völkisch in bezug auf das 8. Jh. als germanisch, eventuell auch als slawisch bezeichnen dürfen", in: Österr. Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 10 (1956), S. 33 (Skelette aus den Awarengräbern von Zwölfaxing bei Wien).

[42] Lexikon für Theologie und Kirche 6 (1934), Sp. 242 ff. „Kreuz"; Dictionnaire d'Archéologie Chrétienne et de Liturgie III/2 (1914) Sp. 3095, Abb. 3391, Nr. 15, wo man auf einer Merovingermünze mit einem lateinischen Kreuz am oberen Ende des Längsbalken ein umgekehrtes Ω und am unteren ein aufrecht gestelltes A gestanzt hat. — Man könnte beim Heiligenstädter Kreuz auch an eine einfache Seitenverkehrung von A und Ω denken; ein Beispiel hierfür in einem Evangeliar des 6. Jh., abgebildet bei William Wood Seymour, The Cross in Tradition, History and Art (London 1898), S. 172. Wieder eine andere Auflösung bietet sich, wenn das Ω und A als Zahlen gelesen werden. (Enzyklopädisches Lexikon von Eferndaki S. 1050, und Megale Ellenika Egkyklopaideia Bd. 10, S. 707; nach diesen Lexika gilt ω als 800 und α als 1 in der Ostkirche.)

Neue Beiträge zur Geschichte des Augustiner-Eremitenordens im 13. und 14. Jahrhundert

Ein Forschungsbericht

von Kaspar Elm

Der Augustiner-Eremitenorden entstand 1256 durch die Vereinigung mehrerer Eremitengemeinschaften: der Wilhelmiten, Johannboniten, Brittiner, Katholischen Armen und der Augustiner-Eremiten des Toskana. Diese in Italien entstandenen Eremitengruppen waren trotz der ihnen gemeinsamen Tendenz zur *vita solitaria* nach Ursprung und Lebensweise verschieden. Die Wilhelmiten führten Namen und Gründung auf den französischen Kreuzfahrer Wilhelm von Malavalle zurück, der 1153 in der Nähe von Grosseto eremitisch zu leben begonnen hatte. Sie lebten zunächst nach dem Vorbild ihres Patrons, folgten dann seit 1237 der Benediktregel und den Zisterziensergewohnheiten, ohne den eremitischen Charakter der Anfänge zu verlieren. Die Kongregationen der Brittiner und der nach ihrem Stifter Johannes Bonus benannten Johannboniten entstanden erst zu Beginn des 13. Jh. Sie verbanden — nicht ohne Schwierigkeiten — die eremitische Lebensweise mit dem gleichzeitig durch Franziskus verkörperten Stil der Frömmigkeit, der Armut, Bettel und Predigt vereinigte. Die Katholischen Armen, die letzten Nachfahren des 1207 mit der Kirche versöhnten Durandus von Huesca, wurzelten im Waldensertum und hatten im Grunde keine direkte Beziehung zur *vita eremitica*. Sie schlossen sich erst 1272 endgültig dem Orden an, nachdem ihr Widerstand gegen diese Inkorporation mit Gewalt gebrochen worden war. Die Augustiner-Eremiten der Toskana, die den Kern des neuen Ordens bildeten, gingen 1244 aus der Vereinigung älterer, unabhängig voneinander entstandener Eremitorien und Eremitengruppen hervor. Sie befolgten seit ihrer Union die Augustinerregel und eigene Konstitutionen.

Spekulationen über die Anfänge dieser toskanischen Augustiner-Eremiten haben, ähnlich wie bei den Karmeliten die legendäre Überlieferung von der Gründung des Ordens durch Elias, vom 13. bis ins 20. Jh. die Aufhellung der Frühgeschichte des Ordens erschwert. Die Ordenshistoriker versuchten zu beweisen, daß die toskanische Eremitengemeinschaft von Augustinus gegründet worden sei und der Augustiner-Eremitenorden in ununterbrochener Kontinuität die Tradition dieses augustinischen Mönchtums fortsetze. Dieser Anspruch gab durch Jahrhunderte Anlaß zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Augustiner-Eremiten und anderen nach der Augustinregel lebenden Orden, die oft nur durch kirchliche Autoritäten (z. B. 1484 durch Papst Sixtus IV.) geschlich-

tet werden konnten. Seine Verteidigung hat alle historischen Bemühungen im Augustiner-Eremitenorden in ihren Bann geschlagen und auf eine Weise gelenkt, die die vorurteilsfreie Untersuchung und Darstellung der Ordensgeschichte bis in unser Jahrhundert fast unmöglich machte[1]. Erst in letzter Zeit wurde diese allenfalls aus einem historischen Kern — Übertragung der von Augustinus geprägten *vita religiosa* durch afrikanische Flüchtlinge nach Italien, Gallien und Spanien[2] — entwickelte These zugunsten einer kritischeren Sicht aufgegeben. Die neuere, besonders in Amerika betriebene Ordensforschung, deren Ergebnisse vor allem in den Zeitschriften und Publikationsreihen des Ordens[3] erscheinen, unterscheidet anders als ihre Vorläufer bewußt zwischen dem augustinischen Mönchtum des 4. und 5. Jh. und dem 1256 kanonisch konstituierten Augustiner-Eremitenorden. Sie glaubt nicht mehr, zwischen beiden einen unmittelbaren Zusammenhang nachweisen zu können, ohne deswegen darauf zu verzichten, die geistige Prägung des Ordens durch Augustinus und seine asketisch-monastischen Vorstellungen zu betonen[4].

---

[1] J. Marquez, Origen de los frayles Eremitaños de la Orden de San Augustin... (Salamanca 1618); L. Empoli, Bullarium Ordinis Eremitarum S. Augustini... (Rom 1628); T. Herrera, Alphabetum Augustinianum, in quo domicilia et monasteria, viri feminaeque illustres Eremitici Ordinis recensentur (Madrid 1643—44); L. Torelli, Secoli Agostiniani overo Historia Generale del S. Ordine Eremitico del Gran Dottore di S. Chiesa S. Agostino (Bologna 1659—86); A. Lubin, Orbis Augustinianus... (Paris 1659). Ihre für die Ordensgeschichte fundamentale Sammeltätigkeit würdigt F. Roth, Augustinian Historians of the XVIIth Century, in: Augustiniana 6 (1956), S. 635—658.

[2] Vgl. u. a.: A. Mundò, Il monachesimo nella penisola iberica fino al sec. VII, in: Il monachesimo nell'alto Medioevo... Settimana di Studio del Centro Italiano di Studi sull' alto Medioevo IV (Spoleto 1957); A. Hümpfner, „Einleitung" zu der Ausgabe des Liber Vitasfratrum (vgl. Anm. 67).

[3] Veröffentlichungen wissenschaftlichen Charakters erscheinen in dem offiziellen Periodikum der Ordensleitung, den Analecta Augustiniana Divo Parenti Augustino Dicata (Rom 1905), in den seit 1950 in Löwen-Heverlee von belgischen und niederländischen Eremiten herausgegebenen Augustiniana, Tijdschrift voor de studie van Sint Augustinus en de Augustijnenorde, in den Zeitschriften der Ordensprovinzen, u. a. dem Bolletino Storico Agostiniano (Florenz 1924), der Ciudad de Dios (Madrid 1887—1928, 1952 ff.), der Religión y Cultura (Madrid 1956), dem Archivio Historico Agustiniano Hispano (Madrid 1914—34, 1950 ff.), dem Thagastan, Publication of the Students of Augustinian College Washington (1937) und dem Cor Unum, den seit 1942 in Würzburg erscheinenden Mitteilungen an die deutsche Augustinerfamilie. Die wichtigste Publikationsreihe ist das Cassiciacum, von dem die ältere Serie seit 1936 als „Sammlung wissenschaftlicher Forschungen über den hl. Augustinus und den Augustinerorden" in Würzburg, die jüngere seit 1943 als „Studies in St. Augustine and the Augustinian Order" in New York erscheint.

[4] Von den zahlreichen Arbeiten dieser Art seien genannt: A. Zumkeller, Das Mönchtum des hl. Augustinus, Cassiciacum 11 (Würzburg 1950); U. Dominguez del Val, San Agustín, fundador, in: La Ciudad de Dios 169 (1956), S. 478—501; H. Gialdini, Ideale monastico di Sant' Agostino (Rom 1954). Die zahlreichen in diesem Zusammenhang wichtigen Untersuchungen zur Entstehung und Geschichte der Augustinregel können hier nicht genannt werden.

Das Augustinusjubiläum und die Gründungsfeier des Ordens haben den Bemühungen der wiederbelebten Ordensforschung in den letzten Jahren neuen Auftrieb gegeben. Neben Würdigungen allgemeinerer Art[5] wurden Beiträge veröffentlicht, die die Aufhellung der lang vernachlässigten frühen Ordensgeschichte fördern, und Quellen ediert, in denen die Entwicklung der legendären Gründungstradition und ihre Bedeutung für das Selbstverständnis des Ordens deutlich zu verfolgen sind[6].

Der Zentralfigur bei der Bildung des Augustiner-Eremitenordens, Kardinal Richard Annibaldi († 1276), widmet Francis Roth den vielleicht wichtigsten neueren Beitrag zur Ordensgeschichte, da er nicht nur eine Biographie, sondern zugleich eine kritische Darstellung der Großen Union von 1256 gibt[7]. Der Kardinal entstammte dem Geschlecht der Annibaldi, das trotz seines im 11. Jh. erworbenen reichen Besitzes in Latium bis ins 13. Jh. ohne Rang und Namen geblieben war. Erst durch Annibaldus Senior, den Vater des Kardinals, der eine Schwester Innozenz' III. heiratete und 1221 zum Senator Romanus erhoben wurde, begann die Familie auf die stadtrömische und kuriale Politik Einfluß zu gewinnen. Dieser erreichte seinen Höhepunkt unter Richard, der durch eine glänzende Karriere dem Hause eine politische Rolle zu verschaffen verstand, die derjenigen der Colonna und Orsini gleichkam. Gefördert durch die Verwandtschaft mit Innozenz III., Gregor IX. und Alexander IV. übernahm er nach Erhebung zum Kardinaldiakon von S. Angelo in Pescheria (1237) das Amt eines Rektors in der Campagna und Maritima (1239—1252), des vicarius in Urbe (1252—1254) und schließlich seit 1256 die wichtige Mission eines Legaten im Königreich Sizilien. Nur der Widerstand der Orsini und ihrer Anhänger unter den Kardinälen hinderte ihn dreimal (1261, 1265, 1271), seine Laufbahn mit der Tiara zu krönen. Wie das Leben ist die politische Stellungnahme des in einer Zeit religiöser und politischer Spannungen unter neun Päpsten wirksamen Kirchenfürsten bisher erstaunlich wenig erforscht und meist zwiespältig beurteilt worden. Über ihre Grundzüge besteht nach F. Roth jedoch kein Zweifel mehr. Sie war antikaiserlich, guelfisch. In der Auseinandersetzung mit Friedrich II. unterstützte Richard die Politik Gregors IX. und Innozenz' IV. Nach Friedrichs Tod förderte er die englische Kandidatur auf den sizilianischen Thron und die Wahl Richards von Cornwall zum römischen Senator. Mit Aufwen-

[5] B. Hackett, The seventh centenary of the Great Union of the Augustinians, in: Irish Ecclesiastic Record 87 (1957), S. 13—24; I. Rodriguez, Una fecha histórica, VII Centenaria de la Llamada „Magna Unio", in: Religión y Cultura 1 (1956), S. 273—280; U. Mariani, Gli Agostiniani e la Grande Unione del 1256 (Rom 1957).

[6] Eine vollständige Bibliographie der Neuerscheinungen zur Geschichte des Ordens erscheint in regelmäßigen Abständen in den Analecta und den Augustiniana.

[7] F. Roth, Cardinal Richard Annibaldi. First Protector of the Augustinian Order (1243—1276), in: Augustiniana 2 (1952), S. 26—60, 108—149, 230—247; 3 (1953) 21—34, 283—313; 4 (1954) 5—24.

dung eigener Mittel und dank seinem großen Einfluß auf Alexander IV. gelang es ihm, der eigentliche Königmacher und Ratgeber Karls von Anjou zu werden. In seinen Erwartungen enttäuscht, zog er sich jedoch bald von ihm zurück, um im Konklave von 1268—71 der kaiserlichen Partei des Kardinalskollegiums beizutreten. Vor allem dieser Entschluß ließ Zeitgenossen und Forschung an der Konsequenz, ja Aufrichtigkeit der politischen Haltung des Kardinals zweifeln. Den besonders von Sternfeld erhobenen Vorwurf der Prinzipienlosigkeit und des politischen Opportunismus will Roth entkräftigen und Richard nicht nur als bedeutendes Mitglied der guelfischen Partei, sondern darüber hinaus als Beispiel kirchlicher Gesinnung rehabilitieren, indem er alle seine Handlungen — auch den Übertritt zur kaiserlichen Partei — durch die eine Maxime gelenkt sieht: Freiheit für die Kirche, Freiheit für Rom.

Der erste, sich auf spärliche Überlieferungsreste stützende biographische Teil der Studie, der stärker als es die differenzierten Macht- und Interessenkämpfe des 13. Jh. erlauben, das Bild des Kardinals in kirchlichem Sinne glättet und vereinfacht, ist der Auftakt zur Untersuchung des Einflusses, den Richard auf die Bildung des Augustiner-Eremitenordens ausübte. Der Kardinal begann seine für die Geschichte der Augustiner-Eremiten grundlegende Tätigkeit 1243. Auf Veranlassung Innozenz' IV. sammelte er bisher nach verschiedenen Regeln oder gar ohne approbierte Richtschnur lebende toskanische Eremiten in dem Orden der Augustiner-Eremiten der Toskana, der 1244 in Rom konstituiert wurde und unter einem eigenen Generalprior nach der Augustinregel lebte. Der nach den Wünschen und Forderungen des Kardinals geordnete und gelenkte Orden wurde 1256 zum Mittelpunkt der Sammlung, aus der der größere Augustiner-Eremitenorden hervorging. Auch diesmal lagen Ausbreitung und Leitung des Ordens eigentlich nur nominell in den Händen des Generalpriors, während sehr viele entscheidende Beschlüsse und Anordnungen von dem Gründer und Protektor Richard getroffen wurden. Diese Ordensbildung war wahrscheinlich nur der Teil eines größeren, ehrgeizigen Planes, der die Union aller Eremiten anstrebte und bei seiner Verwirklichung dem Kardinal einen bedeutenden Platz in der allgemeinen Ordensgeschichte gesichert hätte.

Die Biographie des Kardinals und die ihr folgenden knappen, z. T. ergänzungsbedürftigen Darstellungen der Frühgeschichte der Wilhelmiten, Brittiner, Katholischen Armen und Johannboniten führen zum Kern der Untersuchung: der Frage nach den Anfängen der 1244 vereinigten toskanischen Eremiten, deren Ursprünge die ältere Ordenshistoriographie auf Augustinus zurückführte. Gestützt auf die von Herrera, Torelli und Repetti im 17. und 18. Jh. gesammelten Materialien legt Roth eine Liste vor, die zeigt, daß keines der 1256 vereinigten Häuser eine Geschichte nachweisen kann, die über das 12. Jh., geschweige denn bis auf Augustinus zurückreicht, daß vielmehr die meisten der später zum Augustinerorden gehörenden toskanischen Eremitorien erst in der ersten Hälfte des 13. Jh. entstanden sind. Dieses wichtige Ergebnis ist, wie der Verfasser

weiß, nur ein Schritt auf dem Wege zur Lösung des lang umstrittenen Problems. Wesentliche Fragen, z. B. nach der Entstehung, Spiritualität und Organisation der in einem Zeitraum von zwei Jahrhunderten entstandenen und daher in ihrem Charakter divergierenden Gruppen, bleiben unbeantwortet.

Die weitere Durchforschung der von Roth befragten Überlieferung dieser „Protoaugustiner" kann gewiß in diesem oder jenem Falle größere Klarheit schaffen. Ihre Ausbeute wird jedoch bei der Spärlichkeit und Schweigsamkeit der Quellen kaum sehr lohnend sein, wenn sich die Untersuchung auf den Kreis der 1244 bzw. 1256 vereinigten Häuser beschränkt und die zahlreichen gleichzeitig in der Toskana entstandenen Eremitorien und Eremitengruppen außer acht läßt. Erst der Vergleich mit diesen Gründungen, die sich entweder bald auflösten oder sich wie die Eremitengemeinschaft am Grabe des hl. Galganus größeren Orden anschlossen, kann über die Struktur zumindest der jüngeren Eremitorien Aufschluß geben. Diese toskanische Eremitenbewegung steht ohne Zweifel im Zusammenhang mit der zu Beginn des 11. Jh. anhebenden, im 13. Jh. abklingenden Welle des Eremitismus, die in ganz Europa zur Gründung von Eremitorien und Eremitenorden führte und, wie Ch. Dereine und J. C. Dickinson neben anderen gezeigt haben, auch innerhalb des sich reformierenden Kanonikertums eine Wendung zum eremitischen Leben hervorrief. Die genauere Untersuchung der Beziehungen zwischen den ältesten Häusern der Augustiner-Eremiten und den Kanonikerstiften der toskanischen Bischofsstädte kann möglicherweise eine frühe Verwandtschaft der ersten Augustiner-Eremiten mit diesen „clercs-ermites" erbringen.

Über die Gründe, die 1244 und 1256 zur Union der Eremiten führten, besteht größere Klarheit als über deren Ursprünge; sie werden in den päpstlichen Bullen ausdrücklich genannt. Die aus spontanen Anfängen hervorgegangenen, z. T. vereinzelt lebenden, für Häresien und sittlichen Verfall anfälligen Eremiten sollten in eine überschaubare Ordnung gebracht und der kirchlichen Hierarchie eingeordnet werden. Damit verfolgte die Kurie eine Tendenz, die älter ist als die Union von 1256 und die Beschlüsse des Laterankonzils von 1215. Sie begann schon in der Spätantike und im Frühmittelalter mit der Einfügung schwer faßbarer asketischer Bewegungen in das Zönobitentum und erreichte im 12. und 13. Jh. mit der Assimilation der zahlreichen neuen Gemeinschaftsbildungen orthodoxer und häretischer Herkunft einen gewissen Höhepunkt. Über die Anpassung an die traditionelle Form der *vita religiosa* hinaus verband die Kurie mit den beiden aufeinanderfolgenden Augustiner-Ordensbildungen den positiven Zweck, die bisher gewissermaßen fruchtlos um ihre Selbstheiligung bemühten Eremiten in den Dienst der Seelsorge zu stellen und sich nach den ermutigenden Erfahrungen mit den Dominikanern und Franziskanern im Augustiner-Eremitenorden eine neue Waffe zum Kampf gegen das bedrohliche Anwachsen von Glaubensschwäche

und Glaubensfeindschaft zu schaffen. Der eigentliche Promotor der Union, Richard Annibaldi, gab dieser Waffe, der *acies*, schon bei ihrer ersten Formierung eine Richtung, die ohne Zweifel von seiner eigenen politischen Haltung bestimmt wurde. Er legte den Keim der guelfisch-antikaiserlichen Gesinnung, die den Orden schon am Ende des Jahrhunderts zu einem erbitterten Verteidiger des Papsttums gegen seine französischen und deutschen Widersacher werden ließ.

Wie die kirchenpolitische Haltung haben alle Entwicklungstendenzen und Wesenszüge, die die Geschichte des Ordens im 13. und 14. Jh. bestimmen, ihre Wurzel in der Union von 1256 und den Aufgaben, die die Kurie damals dem Orden übertrug. Die Eremiten vollzogen ganz im Sinne der Kurie in einem kurzen und energischen Prozeß die organisatorische Anpassung an das Zönobitentum, genauer an die Bettelorden, breiteten sich über ganz Europa aus und schufen mit bewundernswerter Konsequenz ein Studiensystem, das ihnen die Möglichkeit bot, Seelsorge auszuüben und mit theologischen Argumenten für Kirche und Papsttum gegen politische Widersacher zu streiten. Organisation, Ausbreitung, Ausbildung des Studiensystems sowie der publizistische Kampf für die Kurie sind daher Komplexe, unter denen man die Geschichte des Ordens im 13. und 14. Jh. und die Richtungen ihrer Erforschung erfassen kann.

Nach dem Abschluß der von Kardinal Richard in S. Maria del Popolo geleiteten Unionsverhandlungen wurden ihre Ergebnisse — die Grundzüge der Ordensorganisation — am 9. April 1256 von Alexander IV. in der Bulle *Licet Ecclesiae Catholicae* approbiert. In dieser von Alberic de Meijer und Rafael Kuiters kürzlich edierten und kommentierten Magna Charta des Ordens[8] werden die bisher selbständigen Gruppen exemiert[9] und einem Generalprior — Lanfranc Settala aus Mailand — unterstellt, dem der Auftrag erteilt wird, zusammen mit dem Kardinalprotektor notfalls mit Zwang die Union zu vollenden. Um die Einheit des Ordens zum Ausdruck zu bringen, wird statt der bisherigen Observanzen die Augustinregel vorgeschrieben und die Vielfalt der Ordensgewänder durch ein gemeinsames Kleid — die *cuculla nigra* — ersetzt; allen Gruppen werden die Privilegien gewährt, die einige von ihnen schon besaßen. Auf Vereinheitlichung und gleichzeitig auf Anpassung der Eremiten an die Mendikanten zielt die Forderung nach der *abdicatio possessionum terrestrium* und der *spontanea paupertas*, die von einigen der Kongregationen — wahrscheinlich den Brittinern und Johannboniten — gewünscht, von anderen abgelehnt wurde, sowie die hier und in späteren Bullen gegebene Anregung, die ländlichen Eremitorien zu veräußern bzw. in die Städte zu verlegen, um die Erfüllung der dem

---

[8] A. de Meijer - R. Kuiters, Licet Ecclesiae Catholicae, in: Augustiniana 6 (1956), S. 9—36.

[9] L. Rodriguez, La exención de la Orden de San Agustín en el aspecto teórico y en su aplicación práctica, in: La Ciudad de Dios 169 (1956), S. 536—559.

Orden übertragenen Seelsorgeaufgaben zu ermöglichen. Die mit der Bulle *Licet Ecclesiae Catholicae* begonnene Verfassungsentwicklung erreichte ihren Abschluß in den von Clemens von Osimo und Augustinus Novellus redigierten Konstitutionen, die im März 1290 in Regensburg, auf dem ersten Generalkapitel in Deutschland, angenommen und wenig später von Clemens V. gebilligt wurden. Die Hauptlinien dieser Entwicklung, die den Orden ganz im Sinne der Kurie den Mendikantenorden, besonders den Dominikanern, anpaßte, ist aus einigen Untersuchungen bekannt[10]. Zahlreiche Einzelheiten, z. B. die Geschichte der Armutspraxis, sind dagegen noch ungeklärt; für ihre ordensvergleichende Untersuchung ist die geplante kritische Edition der jetzt nur in späteren Fassungen vorliegenden Konstitutionen und die Herausgabe eines zuverlässigen und vollständigen Bullariums eine notwendige Voraussetzung[11].

Sofort nach der Union begann die Ausbreitung des Ordens, die der Generalprior Lanfranc Settala durch die Aussendung von vier Stellvertretern nach Deutschland, Frankreich, England und Spanien in die Wege leitete. Guido von Stagia, der Vikar der auf dem Unionskapitel in Rom konstituierten deutschen Provinz, fand in seinem Sprengel einige zwischen 1250 und 1256 von Augustiner-Eremiten aus der Toskana gegründete Häuser vor, u. a. Alsfeld in Hessen, Helmstett, Freiburg i. Ü. und Marienthal am Niederrhein, dessen 1930 geschriebene, 1954 neubearbeitete Geschichte in Einzelheiten aufschlußreich ist, die Einordnung der Lokalgeschichte in die seither genauer bekannte Ordensgeschichte jedoch vermissen läßt[12]. Dank der Energie Guidos und seiner Nachfolger folgte diesen ersten Augustinerklöstern bald eine Fülle neuer Niederlassungen in Deutschland und den zur deutschen Provinz gehörenden Nachbarländern, so daß man sich 1298/99 nach vorhergehenden, nicht genau bekannten Unterteilungen gezwungen sah, die unübersichtlich gewordene deutsche Provinz in vier neue Provinzen zu teilen: die bayrische, thüringisch-sächsische, kölnische und oberdeutsche Provinz[13]. Bedeutende Niederlassungen der später wiederum unterteilten bayrischen Provinz waren die Konvente von München und Wien. Der Münchener Konvent wurde 1294 von Herzog Rudolf bei der St. Johannes-Kapelle auf dem Haberfeld gegründet[14]. Seitdem blieben die Münchener Eremiten eng mit der Stifterfamilie verbunden, von der sie groß-

---

[10] E. van Moé, Recherches sur les Ermites de Saint Augustin entre 1250 et 1350, in: Revue des questions historiques 60 (1932), S. 257—316.

[11] F. Roth, Die Erforschung unserer Ordensgeschichte, in: Cor Unum 8 (1950), S. 42—44; ders., The exchange corner for students of Augustinian history, in: Augustiniana 5 (1955), S. 309—318.

[12] J. Ramackers, Marienthal. Des ersten deutschen Augustinerklosters Geschichte und Kunst, Rheinisches Bilderbuch 6 (Würzburg 1954).

[13] A. Zumkeller, Zur Frühgeschichte der Augustiner in Deutschland, in: Augustiniana 9 (1959), S. 93—104.

[14] J. Hemmerle, Geschichte des Augustinerklosters in München (München-Pasing 1956); ders., Archiv des ehemaligen Augustinerklosters München, Bayr. Archivinventare 4 (München 1956).

zügig gefördert wurden. In der kirchenpolitischen Auseinandersetzung zwischen Ludwig dem Bayern und Johann XXII. schlugen sie sich im Gegensatz zur allgemeinen Haltung des Ordens auf die Seite des Landesherrn. Ihr Prior Konrad Tattendorfer wurde Beichtvater des Kaisers, brachte den Vertrag zwischen Ludwig und Friedrich dem Schönen auf der Burg Trausnitz zustande und wurde schließlich im offenen Gegensatz zur Politik des Ordens vom Gegenpapst Nicolaus V. zum Bischof von Osimo ernannt. Im 15. Jh. förderten die Münchener Augustiner die von Italien ausgehende Reformbewegung innerhalb des Ordens. 1470 wurde ihr damaliger Lektor Paulus Weigl zum Vikar der aus der allgemeinen Provinzeinteilung exemten Reformklöster Süddeutschlands bestellt, ein Amt, das später von seinen Münchener Mitbrüdern Georg Teyninger, Nikolaus Besler und dem aus anderen Zusammenhängen bekannteren Münchener Professen Johannes von Staupitz übernommen wurde. Trotz der Reformfreudigkeit schlug die Reformation auch im Münchener Konvent große Lücken, die man im 16. und 17. Jh. durch Zuwanderung italienischer Frati zu schließen versuchte. Es war nur mehr eine späte, vorübergehende Blüte des Konventes, als im 18. Jh. einige seiner Mitglieder, u. a. Adrian Huber, Fulgenz Mayr und Agnellus Merz als Theologen, Philosophen und Historiker hohes Ansehen in der bayrischen Gelehrtenwelt genossen und 1758 bei der Gründung der Akademie der Wissenschaften zu den ersten Mitgliedern der historischen Klasse gehörten.

Die Blütezeit des Wiener Eremitenklosters fiel ins 14. Jh. Ähnlich wie in München folgte im 18. Jh. eine letzte Epoche größerer geistiger Wirksamkeit. In seiner größten Zeit beherbergte das von Friedrich dem Schönen errichtete Hofkloster die Generalprioren Thomas von Straßburg und Gregor von Rimini — Leuchten der Scholastik, die neben einigen weniger bekannten Magistern das geistige Leben des Konvents und der 1365 gegründeten Universität inspirierten. Die Anfänge des Hauses liegen im Dunkeln. Die letzte, aus archivalischen Quellen schöpfende Geschichte der Augustiner-Eremiten in Wien[15] vermutet, daß der ursprünglich vor dem Werdertor gelegene Konvent zu Beginn des 13. Jh. durch den Zusammenschluß heimischer Eremiten zustande gekommen sei. Man muß dabei allerdings bedenken, daß die Gewährsleute des Verfassers — u. a. Xystus Schier — bei all ihren Verdiensten dazu neigten, die Anfänge der Augustiner-Eremiten auch diesseits der Alpen weit zurück zu datieren, um auf diese Weise die Verbindung des Ordens mit dem augustinischen Eremitentum zu beweisen; frühe Datierung ist also oft suspekt.

---

[15] F. Rennhofer, Die Augustiner-Eremiten in Wien. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Wiens, in: Cassiciacum 13 (Würzburg 1956). Ergänzungen, das Seelsorgerecht betreffend, gibt L. Hödl, Zum Streit um die Bußprivilegien der Mendikantenorden in Wien im 14. und beginnenden 15. Jh., in: Zeitschrift für kath. Theologie 79 (1957), S. 170—189.

In der thüringisch-sächsischen Provinz war Würzburg neben den Konventen von Wittenberg und Erfurt eine der wichtigsten Niederlassungen. Der Konvent, der seine Entstehung der Intervention des Kardinals Richard Annibaldi bei dem Würzburger Bischof Iringus verdankte, wurde 1262/63 von Guido von Stagia gegründet, im 14. Jh. von dem Prior und gleichzeitigen Generalvikar der Diözese, Hermann von Schildesche, ausgebaut und materiell gesichert. Zusammen mit dem 1279 gegründeten fränkischen Kloster Münnerstadt überstand er nicht allein die für die thüringisch-sächsische Provinz besonders schmerzlichen Schläge der Reformation, sondern auch die allgemeine Säkularisation im 19. Jh. Von hier konnte daher 1895 die von P. Keller betriebene Wiedererrichtung der deutschen Ordensprovinz ihren Ausgang nehmen. Die ununterbrochene Geschichte des Hauses fand ihren Niederschlag in den Beständen seines Archivs, das alle Archivalien der deutschen Augustinerklöster vor 1895 umfaßt, soweit sie im Besitz des Ordens sind[16].

Zu den ersten und wichtigsten Niederlassungen der kölnischen Provinz gehörten die belgischen Klöster des Ordens, die seit 1679 eine eigene, 1682 wiederum unterteilte Ordensprovinz bildeten[17]. Im 17. Jh. unterhielten viele dieser Klöster u. a. in Löwen, Gent und Brüssel Kollegien, um die Jugend ähnlich wie bei den Jesuiten nach fortschrittlichen Methoden zu unterrichten und so das nach der Reformation wiedergewonnene Terrain geistig zu festigen[18]. In der letzten Hälfte des Jahrhunderts wurde die belgische Provinz infolge der jansenistischen Streitigkeiten durch innere Auseinandersetzungen geschwächt und in drei aufeinanderfolgenden Schismen 1649, 1667 und 1695 gespalten. Auf die heftigen Kontroversen, die in diesem Zusammenhang vor allem um Christian Lupus, Michael van Hecke und Michael Paludanus im Orden entbrannten, sei hier nur hingewiesen[19].

---

[16] M. Zimmermann, Das Augustinerkloster Würzburg in der Zeit der Säkularisation, in: Cor Unum 14 (1956), S. 80—96; A. Zumkeller, Das Historische Archiv der Deutschen Augustinerprovinz, in: Augustiniana 6 (1956), S. 537—601.

[17] E. Braem - N. Teeuwen, Augustiniana Belgica Illustrata. Septimo exacto sacculo a Magna Unione MCCLVI—MCMLVI (Löwen 1956).

[18] N. Teeuwen, Het College der Augustijnen te Leuven, in: Augustiniana 1 (1951), S. 48—74; ders., Programma van het Augustijnencollege te Gent, in: Augustiniana 6 (1952), S. 168—180; A. Vermeulen, De geschiedenis der stichting van het Augustijnenkloster te Brussel in 1589 tegen de achtergrond van die tijd, in: Augustiniana 8 (1958), S. 516—550; ders., Zeventiendeeeuws Augustijns Humaniora-onderwijs in de Zuidelijke Nederlanden, in: Annalen van het Thijmgenootschap 45 (1957), S. 94—118.

[19] M. Baekelandt, Leven en Werken van P. Chr. Lupus, in: Augustiniana 2 (1952), S. 150—167; L. Ceyssens, P. Michael van Hecke op Weg naar Rome, in: Augustiniana 2 (1952), S. 248—274; 3 (1953), S. 63—73; ders., Michel Paludanus, Ses attitudes devant le jansénisme, in: Augustiniana 5 (1955), S. 125—162, 325—361; 6 (1956), S. 849—899; A. Legrand-L. Ceyssens, Documents romains concernant certains Augustins belges à l'époque du premier Jansénisme, in: Augustiniana 8 (1958), S. 200—236, 328—355; L. Ceyssens,

Einen Gesamtüberblick über die Geschichte der Augustiner-Eremiten in Deutschland und den Territorien des alten Reiches vermitteln bisher neben einigen knappen Abrissen[20] nur die im 17. und 18. Jh. entstandenen, häufig im Stil der Zeit enzyklopädisch sammelnden Werke der Ordenshistoriker Nikolaus Crusenius, Angelus Höggmair, Anton Höhn, Nicolaus de Tombeur, Felix Milensius, Felix Ossinger und Xystus Schier[21]. Wie ihre bedeutenderen Mitbrüder Luigi Torelli und Thomas Herrera verfolgten diese Historiker die Tendenz, alle mit Einsiedlertum und Augustinregel in Verbindung zu bringenden monastischen Gründungen als Glieder des einen, von Augustinus gegründeten Augustiner-Eremitenordens zu erklären. Ihre mehr apologetische als historische Methode macht die z. T. unveröffentlichten Werke jedoch nicht wertlos. Die vielen aus anderen Quellen nicht mehr ersetzbaren Angaben vor allem zur späteren Ordensgeschichte sind unentbehrlich für eine kritische Geschichte der Augustiner in Deutschland, für die u. a. Josef Hemmerle, Friedrich Rennhofer, Alberic de Meijer und Norbertus Teeuwen durch die Aufstellung gut bibliographierter Klosterlisten und die Sammlung wichtiger Exzerpte aus den Generalregistern wertvolle Vorarbeit leisten[22].

Im 13. und 14. Jh. war England neben Deutschland das wichtigste Wirkungsfeld des Augustiner-Eremitenordens. Schon bei der Ankunft wurden die Eremiten von Heinrich III. auf Fürsprache Kardinals Richard Annibaldi, der seine sizilianischen Interessen unterstützte, willkommen geheißen. Die Ausdehnung des Ordens in Frankreich trat dagegen zurück. Zögernd und verhältnismäßig spät ließen sich die Augustiner-Eremiten von Italien her im Süden des Landes nieder. Mit Vorliebe suchten sie hier Orte auf, an denen die Konkurrenz der übrigen

---

La publication, aux Pays-Bas, de la troisième bulle contre Jansénius, in: RHE 54 (1959), S. 478—506, 807—837 ff.

[20] Th. Kolde, Die deutsche Augustiner-Congregation und Johann von Staupitz, Gotha 1879; W. Hümpfner, Äußere Geschichte der Augustiner-Eremiten in Deutschland, Festschrift St. Augustin (Würzburg 1930); R. Arbesmann, Die Augustiner-Eremiten in Deutschland (Würzburg 1934).

[21] F. Milensius, Alphabetum de monachis et monasteriis Germaniae et Sarmatiae citerioris ord. Erem. S. Aug. (Prag 1613); N. Crusenius, Monasticon Augustinianum ... (München 1623); A. Höggmair, Catalogus priorum provincialium Ord. Er. S. Aug. per Provinciam totius Germaniae ... (München 1729); ders., Chronicon Monasticum Augustiniani Ordinis Bavariae et super Palatinatus (München 1772); X. Schier - M. Rosnak, De monasteriis provinciae Austriae et Hungariae Ord. Fratr. Erem. S. Augustini succincta notitia (Wien 1776); dies., Memoria provinciae Hungaricae Augustinianae antiquae ... (Graz 1778); N. de Tombeur, Provincia Belgica ord. Erem. S. Aug. (Löwen 1727), vgl. N. Teeuwen, N. de Tombeur en zijn Provincia Belgica, in: Augustiniana 8 (1958), S. 659—693.

[22] J. Hemmerle, Die Augustiner-Eremiten in Bayern, in: Augustiniana 6 (1956), S. 385—489; F. Rennhofer, Augustinerklöster in Österreich, in: Augustiniana 6 (1956), S. 490—536; N. Teeuwen - A. de Meijer, Documents pour servir à l'histoire médiévale de la province augustinienne de Cologne. Extraits de régistres des prieurs généraux (1357—1506), in: Augustiniana 9 (1959), S. 202—220, 339—356.

Bettelorden nicht zu befürchten war. Die nordfranzösischen Klöster wurden vornehmlich von England aus gegründet, sie bildeten im 13. Jh. zunächst — nicht unbeeinflußt von den politischen Verhältnissen — mit den englischen Klöstern eine gemeinsame Provinz[23]. Die ersten englischen Ordenshäuser wurden bereits vor der Union von 1256 gegründet. Lage und Namen, wie z. B. Woodhouse, sind Beweise für ihren zunächst noch eremitischen Charakter. Die späteren Gründungen in England, Schottland, Wales und Irland, u. a. in London, Oxford, Cambridge und Dublin, tragen der neuen Richtung in der Ordensentwicklung Rechnung; sie wurden Zentren seelsorgerischer und wissenschaftlicher Tätigkeit[24].

Die Geschichte der Augustiner-Eremiten in England und Irland ist nur in ihren Umrissen bekannt. Die Reformation hat hier nicht allein die Niederlassungen, sondern auch die Archivalien zerstört oder unwiederbringlich zerstreut. Die Geschichtsschreibung muß daher aus anderen Quellen schöpfen: so z. B. den königlichen und bischöflichen Archiven, sowie dem Ordensarchiv in Rom. Francis Roth und Francis Xavier Martin haben alle den Orden betreffenden Materialien dieser Provenienz in Form von Kollektaneen der Ordensforschung zur Verfügung gestellt[25]. Roth hat bereits mit einer knappen Darstellung der äußeren Geschichte der englischen Provinz ihre Auswertung begonnen[26].

Den Kampf der englischen Augustiner-Eremiten gegen Wicliff und seine Anhänger hat 1940 der irische Kirchenhistoriker Aubrey Gwynn zum erstenmal im Zusammenhang dargestellt[27]. Einer der vornehmsten Streiter in dieser Auseinandersetzung war der Prior des Konvents von Kings Lynn und Provinzial der englischen Provinz John Capgrave (1393—1464), der sich neben der apologetischen Tätigkeit als Historiker und Hagiograph vor allem durch den in englischer Prosa verfaßten Bericht seiner 1450 anläßlich des Jubeljahres unternommenen Romreise für die Entwicklung seiner Muttersprache und die Kenntnisse des mittelalterlichen Rom verdient gemacht hat[28].

---

[23] R. Emery, Notes on the early history of the Augustinian Order in Southern France, in: Augustiniana 6 (1956), S. 336—345; W. Monahan, Augustinian France, in: The Thagastan 13 (1950), S. 27—54; 14 (1951), S. 23—30.

[24] F. Roth, Die Augustiner in England, in: Cor Unum 8 (1950), S. 12—16. 45—50, 82—83; ders., Das ehemalige Augustinerkloster in London, in: Cor Unum 10 (1952), S. 47—52, 78—81; F. X. Martin, Augustinian Friaries in pre-Reformation Ireland, in: Augustiniana 6 (1956), S. 346—384.

[25] F. X. Martin, Archives of the Irish Augustinians, Rome, in: Archivium Hibernicum 17 (1954), S. 157—163; ders. - A. de Meijer, Irish material in the Augustinian Archives, Rome, 1354—1624, in: Archivium Hibernicum 19 (1956), S. 61—134; F. Roth, Sources for a History of the English Austin Friars, in: Augustiniana 8—9 (1958—59), S. 1*—264*.

[26] F. Roth, A History of the English Austin Friars, in: Augustiniana 8 (1958), S. 22—47, 465—496.

[27] A. Gwynn, The English Austin Friars at the time of Wyclif (London 1940).

[28] A. de Meijer, John Capgrave. Lynn 21. 3. 1393 — Lynn 12. 7. 1464, in: Augustiniana 5 (1955), S. 400—440; 7 (1957), S. 118—148, 531—575; G. B. Parks, The English traveller to Italy I, Storia e Letteratura, Studi e Testi

Die Geschichte der spanischen und portugiesischen Eremiten, die ihre ersten Niederlassungen in Burgos, Cordoba, Sevilla, Toledo, Lissabon, Torres Vedras und Pennafirma gründeten, wurde im 17. Jh., dem großen Zeitalter der Ordenshistoriographie, von Thomas Herrera und António da Purificação geschrieben[29]. Erst in den letzten Jahren haben spanische Eremiten wieder an diese Tradition angeknüpft, die Ergebnisse der älteren Untersuchungen kritisch bearbeitet und erweitert[30].

Die Ausdehnung des Ordens jenseits der Alpen und Pyrenäen ging von Italien aus. Von hier brachen die ersten Eremiten auf, und von hier erhielten die nördlichen Provinzen Nachwuchs und Unterstützung, um Reformation und Säkularisation zu überstehen. Hier war der Sitz der Ordensleitung, hier lagen die durch die Tradition geheiligten toskanischen Eremitorien, und hier entwickelte der Orden u. a. in Rom, Mailand, Padua, Florenz und Neapel ein geistiges Leben, das an Wirkung folgenreicher, an Intensität stärker war als in Deutschland, Frankreich, England und selbst Spanien, wo die Augustiner-Eremiten, unter ihnen Fray Luis de León, im 16. Jh. wie das ganze Land ein goldenes Jahrhundert erlebten. Eine Bestandsaufnahme der den Orden betreffenden Quellen in den italienischen Archiven, wie sie Benigno van Luijk vorlegt, ist daher nicht nur ein Beitrag zur Geschichte der Eremiten in Italien, sondern in erster Linie eine sichere Grundlage und ein wertvolles Hilfsmittel für die Erforschung des gesamten Ordens[31].

Gleichzeitig mit der Organisierung des Ordens und seiner Ausbreitung über Europa gelang es den Augustiner-Eremiten mit erstaunlicher Energie, ein Studiensystem zu errichten, das ihnen ermöglichte, die 1256 bei der Union gestellte Aufgabe — Seelsorge und Studium — auszuführen.

Die erste und grundlegende Maßnahme beim Aufbau des Studiensystems war die Errichtung eines Studienhauses in Paris, dem Zentrum der Theologie, wo auch die übrigen wissenschaftlich tätigen Orden Schulen unterhielten. 1259, drei Jahre nach der Union, erwarben die Eremiten ein Haus vor der Porte St. Eustache, von wo sie 1287 nach

---

46 (Rom 1954). Eine neue, allerdings unvollständige Edition des „Ye solace of pilgrims" von R. Valentini und G. Zuccheti in Codice Topografico della Citta di Roma IV — Fonti per la Storia d'Italia 91 (Rom 1953).

[29] Th. Herrera, Alphabetum Augustinianum (Madrid 1643/44); ders., Historia del convento de S. Agustino de Salamanca (Madrid 1652); António da Purificação, Chronica da antiquissima provincia da Portugal da Ordem dos Erem. de San Agustinho (Liss. 1642—56).

[30] A. Sanz, Historia de los Agustinos españoles (Avila 1948); A. Llorden, La Orden Agustiniana en Andalucia, in: La Ciudad de Dios 169 (1956), S. 584—608; E. Rubio, Dos conventos agustinianos españoles contemporáneos de la bula de Unión, in: La Ciudad de Dios 169 (1956), S. 560—583.

[31] B. A. L. van Luijk, Sources italiennes pour l'histoire générale de l'Ordre des Augustins, in: Augustiniana 3 (1953), S. 128—139, 314—327; 4 (1954), S. 98—106, 185—195; 8 (1958), S. 379—424.

Chardonette in ein größeres und näher bei der Stadt gelegenes Gebäude umzogen, bis es ihnen 1293 gelang, auf der Rive Gauche endgültig einen geeigneten Konvent zu finden. Sie verdankten die Niederlassung im Zentrum der Stadt dem guten Einvernehmen ihres Generalpriors Aegidius Romanus mit König Philipp IV., der dem Orden den Konvent der 1274 zur Auflösung gezwungenen Sackbrüder schenkte. Diese Übertragung wurde zunächst von Bischof Simon von Paris angefochten, der das Verfügungsrecht des Königs über den Besitz des aufgehobenen Ordens bestritt, aber Bonifaz VIII. entschied zugunsten der Eremiten[32].

Das Pariser Haus nahm schon im 13. Jh. im Orden eine Sonderstellung ein; denn sein Konventualleben war nicht mit dem anderer Konvente des Ordens zu vergleichen. Es beherbergte Studenten aus allen Provinzen des Ordens, die die Anforderungen des Studiums mit den Pflichten des Ordenslebens zu verbinden hatten und dabei viel stärker als in ihren Heimatklöstern den Lockungen und Einflüssen einer bunten und ablenkenden Umwelt ausgesetzt waren. Generalprior und Generalkapitel bemühten sich daher schon bald, Sonderregelungen für den Konvent zu treffen, um die Vereinigung von Studium und Ordensleben zu erleichtern und den Mißbrauch der zum Studium bestimmten Zeit zu verhindern. Ihre kulturgeschichtlich oft reizvollen Anordnungen und Beschlüsse wurden im Laufe der Zeit so zahlreich und unübersehbar, daß man sie ähnlich wie in anderen Pariser Ordenshäusern in übersichtlich geordnete Konstitutionen zusammenfaßte. Eine dieser Konstitutionen, das zwischen 1351 und 1354 von dem damaligen Generalprior Thomas von Straßburg redigierte *Mare Magnum,* will über den Zweck der Zusammenfassung und Vereinfachung hinaus die in der Mitte des 14. Jh. unter dem Eindruck des englisch-französischen Krieges und der großen Pestkatastrophe besonders tief gesunkene Disziplin heben, das Gleichgewicht zwischen Studium und Opus Divinum wiederherstellen und die Sonderrechte der Magister und Lektoren auf ein rechtes Maß zurückführen. Sie steht mit diesem Bemühen in einer Kette von Versuchen, das für Verfall und Ausartungen besonders anfällige Pariser Haus zu reformieren, so z. B. unter dem Generalprior Hieronymus Seripando im Zusammenhang mit der von ihm 1551 veranlaßten Reform des gesamten Ordens und seiner Konstitutionen[33].

Dem Studium Generale in Paris, der ersten und vornehmsten Ordenshochschule, folgten noch im 13. Jh. Studienhäuser in Oxford, Cambridge, Padua, Neapel, Bologna und an der römischen Kurie (seit 1306 in Perugia). Zu Beginn des 14. Jh. schlossen sich diesen 18 weitere Studienhäuser an, z. T. in Städten, in denen erst im Laufe des Jahrhunderts Universi-

---

[32] E. Ypma, L'acquisition du couvent parisien des Sachets par les Augustins, in: Augustiniana 9 (1959), S. 103—167.

[33] E. Ypma, Le „Mare Magnum". Un code médiéval du couvent augustinien de Paris, in: Augustiniana 6 (1956), S. 275—321; ders., Quelques aspects de la Réforme imposée par Jérôme Seripando au couvent de Paris, in: Augustiniana 9 (1959), S. 190—199.

tätsgründungen zustande kamen. Die Studienordnung dieser Institute, die den Abschluß einer breit gelagerten Pyramide vorbereitender Schulen bildeten, glich in den wesentlichen Zügen derjenigen der übrigen Ordensschulen, etwa der Dominikaner und Franziskaner. Sie sah einen Magister regens, einen weiteren ihm assistierenden Magister und fünf Baccalauren vor, die den Studenten halfen, nach fünf bis neun Jahren den Grad eines Baccalaureus oder Magisters zu erlangen. Der Zulassung zum Studium an diesen Hochschulen, das den Besuch der rudimentären *scholae logicales* und *grammaticales* voraussetzte, seiner Überwachung und Finanzierung wandte die Ordensleitung große Aufmerksamkeit zu, wie die Generalregister und Kapitelakten mit ihren oft pedantischen Anordnungen erkennen lassen. Diese Sorge ist leicht erklärlich; man wußte, daß der Orden nur durch gut ausgebildete Vertreter an den großen Universitäten Eindruck machen und im Wettstreit der Ordensschulen bestehen konnte[34]. Es gehört zum Ausbau des Studiensystems, wenn das Generalkapitel des Ordens 1324 beschloß: *Religio nostra libris aptis ad studium non habet thesaurum cariorem* und in diesem Sinne im 13. und 14. Jh. unter Anstrengung der durch viele andere Aufgaben beanspruchten Kräfte zahlreiche Bibliotheken einrichtete, von deren Reichhaltigkeit die von David Gutiérrez z. T. erstmalig edierten Kataloge einen Eindruck vermitteln[35].

Die Wirkung der Generalstudien und Bibliotheken der Augustiner beschränkte sich nicht auf den Orden. Sie hatten großen Einfluß auf die Entstehung und Entwicklung der theologischen Fakultäten, denen sie in den meisten Universitätsstädten angeschlossen waren. In Prag z. B. wurde das seit ca. 1300 von den Augustinern bei der St. Thomas-Kirche unterhaltene Generalstudium 1348 der Universität bei ihrer Gründung eingegliedert; sein Regens Nikolaus von Laun († 1371), der Kaplan Karls IV. und Freund Johanns von Neumarkt, wurde als erster Theologieprofessor an die Universität berufen[36]. Ähnlich verhielt es sich in Erfurt, wo das Studium Generale der Augustiner-Eremiten zusammen mit dem der Franziskaner und der Dominikaner der 1392 eröffneten Universität inkorporiert und seine Regenten zu *magistri regentes* bestellt wurden. Der erste Magister regens aus dem Augustiner-Orden war hier Angelus von Döbeln; zu seinen Nachfolgern gehörten Johannes Zachariae, Heinrich Zolter und Bartholomäus von Usingen, die neben den

---

[34] E. Ypma, La Formation des professeurs chez les Ermites de Saint Augustin de 1256 à 1354 (Paris 1956).

[35] E. Ypma, Het ontstaan en de ontwikkeling van de bibliotheek in de Augustijnenkloosters 1256—1329, in: Studia Catholica 29 (1954), S. 178—192; D. Guitiérrez, De antiquis Ordinis Eremitarum S. Augustini bibliothecis, in: Analecta Augustiniana 23 (1953/54), S. 164—372. Ergänzungen: N. Teeuwen, in: Augustiniana 7 (1957), S. 663—664.

[36] J. Hemmerle, Nikolaus von Laun. Ein Beitrag zur Geschichte der Prager Universität und des Augustinerordens in Böhmen. Studien zur Geschichte der Karls-Universität zu Prag, S. 81—129 (Freilassing-Salzburg 1954).

Dominikanern und Franziskanern das geistige Klima schufen, in dem der Frühhumanismus heimisch und die Reformation vorbereitet wurde[37].

Bei der Reorganisation und Erweiterung der Wiener Universität unter Herzog Albrecht III. zog man zum Aufbau der theologischen Fakultät nicht allein aus Paris emigrierte Anhänger Urbans IV., wie z. B. Heinrich von Langenstein heran, sondern griff auch auf Gelehrte aus den heimischen Ordensschulen zurück. So werden bei einer der ersten Amtshandlungen der theologischen Fakultät, der Abfassung der Konstitutionen am 1. 4. 1389, unter den ersten sechs Fakultätsmitgliedern vier Ordensleute genannt, zu denen der Augustiner-Eremit Leonhard von Kärnten († 1402) gehört. Diesem ersten Wiener Theologie-Professor aus dem Eremitenorden folgte noch im gleichen Jahrhundert der wenig bekannte Mitbruder Johannes von Retz und 1405 der bedeutendere Berthold von Regensburg, der sich in der theologischen Auseinandersetzung mit Hus einen Namen machte[38].

Der hier an einigen Beispielen angedeutete personelle und organisatorische Einfluß der Augustinischen Generalstudien auf die Entstehung der Universität ist bisher noch nicht im Zusammenhang untersucht worden. Einzeldarstellungen, wie sie etwa der Franziskaner Ludger Meier für die Schulen seines Ordens veröffentlicht hat, wären hierfür unumgängliche Voraussetzungen.

Der Augustiner-Eremitenorden hatte das große Glück, daß sich ihm bald Gelehrte anschlossen, die mit ihren geistigen Fähigkeiten das offizielle Programm, die theologischen Studien zum *fundamentum ordinis* zu machen, in die Wirklichkeit umsetzen und dem wohlorganisierten Studiensystem Leben einhauchen konnten. Dieses Verdienst gebührt vor anderen dem Aegidius Romanus. Was Thomas für die Dominikaner, Bonaventura und Duns Scotus für die Franziskaner bedeuteten, das war er für die Augustiner-Eremiten: der Begründer und größte Theologe der Ordensschule. Nach dem Vorbild der Dominikaner, die 1278 die Doktrin des Aquinaten für den Orden obligatorisch machten, wurde 1287 allen Lektoren und Studenten des Eremitenordens die Befolgung und Verteidigung der Lehren des Aegidius Romanus zur Pflicht gemacht. Dieser für die Konsolidierung der gerade entstandenen Ordensschule wichtige Beschluß wurde trotz wichtiger Modifikationen — das Tridentinum und das Corpus Iuris Canonici machen den Thomismus für die Klerikerbildung obligatorisch — auch in den späteren Fassungen der Ordenskonstitutionen beibehalten[39].

Die Bestimmung und Abgrenzung der philosophisch-theologischen Position der *schola Aegidiana* ist eine Aufgabe der Theologie- bzw. Philo-

---

[37] L. Meier, Contribution à l'histoire de la théologie à l'université d'Erfurt, in: RHE 50 (1955), S. 454—479, 839—866.

[38] F. Rennhofer, Die Augustiner-Eremiten in Wien (Würzburg 1956).

[39] R. Kuiters, The Development of the theological school of Aegidius Romanus in the Order of St. Augustine, Specimen of synthesis between Constitutions and praxis, in: Augustiniana 4 (1954), S. 157—177.

sophiegeschichte. Ihre neueren Ergebnisse seien hier nur soweit erwähnt, wie sie den Zusammenhang der augustinischen Ordensgeschichte, besonders der legendären Gründungstradition, mit der geistigen Position der Schule deutlich machen.

Durch Aegidius, der als junger Ordensmann in Paris Vorlesungen bei Thomas von Aquin hörte, ist die Augustinerschule mit dem Thomismus eng verbunden. Schon als Baccalaureus verteidigte er mit Nachdruck in seinem Traktat über die Einzigkeit der substantiellen Form die Position seines dominikanischen Lehrers — und nahm dafür 1279 den Verweis von der Pariser Universität in Kauf. Dieses enge Verhältnis zu Thomas führte seit dem Ausgang des Mittelalters dazu, in dem *doctor declarativus* Aegidius einen Epigonen und in seiner Schule lediglich das Gefolge des Dominikaners zu sehen. Der Tendenz, die Selbständigkeit des Augustiner-Eremiten zu unterschätzen — der sagte: *Magistro credere non est scire, immo est venenum scientiae ... Scire enim est causam cognoscere* —, sind bereits Hocedez, Bruni und Pelster entgegengetreten. Sie machten auf die antithomistische Polemik in den Sentenzenkommentaren des Aegidius aufmerksam und konnten eine Reihe von Kontroversschriften aus thomistischen Kreisen veröffentlichen, in denen Aegidius als Antithomist angegriffen wird[40]. Neuere Untersuchungen des immensen Oeuvre unterstreichen an einzelnen theologisch-philosophischen Problemen die Selbständigkeit des aegidianischen Denkens und versuchen, seine Besonderheit zu formulieren. So z. B. in der Frage nach der Möglichkeit der Selbsterkenntnis, die Thomas *per essentiam animae* ausschließt, Aegidius jedoch mit Einschränkungen bejaht. Eine vermittelnde Stellung also, die nach Reginald Friedemann nur auf dem Hintergrund des augustinischen *mens se ipsam per se ipsam novit* verstanden werden kann[41]. In die gleiche Richtung weist die Untersuchung der theologischen Prinzipienlehre des Aegidius, die von U. D. del Val in größerem Zusammenhang, von Johannes Beumer im einzelnen untersucht wird[42]. In der Auffassung von der Theologie als Weisheit oder Wissenschaft und der Frage nach der Notwendigkeit religiös-sittlicher Disposition oder rationaler Methode als Voraussetzungen für die Theologie distanziert sich der Augustiner so weit von Thomas, daß Beumer in prononcierter Formulierung

---

[40] E. Hocedez, Gilles de Rome et S. Thomas, Mélanges Mandonnet I (1930); G. Bruni, Egidio Romano e la sua polemica antitomista, in: Rivista di Fil. Neoscolastica 36 (1934), S. 239—251; F. Pelster, Thomistische Streitschriften gegen Aeg. Romanus und ihre Verfasser, in: Gregorianum 25 (1943), S. 135—170.

[41] R. Friedemann, Het „intellectus noster est potentia pura in genere intelligibilium" van Averroes en de „ratio intelligendi" in de zelfkennis volgens Aegidius Romanus, in: Augustiniana 8 (1958), S. 48—112.

[42] U. Dominguez del Val, Carácter de la teología seqún la escuela agustiniana de los siglos XIII—XX, in: La Ciudad de Dios 162 (1950); J. Beumer, Augustinismus und Thomismus in der theologischen Prinzipienlehre des Aegidius Romanus, in: Scholastik 32 (1957), S. 542—560.

von einer „augustinischen Geisteshaltung im Gewande thomistischer Terminologie" sprechen kann. Wenn diese dezidierte Definition auch nicht für die gesamte Theologie des Aegidius gelten kann — Ockham greift Aegidius als den Exponenten des Thomismus an! [43] — so bestätigen die erwähnten Untersuchungen das schon länger bekannte Faktum: Aegidius bezieht in seine Doktrin neben Thomas den Kirchenlehrer Augustinus als seine zweite große Autorität ein.

Die Tatsache, daß Aegidius noch zu seinen Lebzeiten zum authentischen Doktor erklärt wurde, bedeutet nicht, daß die Ordensschule in starrem Konformismus seine Lehre konserviert hätte. Schon im 13. Jh. zeigt sich eine erstaunliche Differenzierung in den theologischen bzw. philosophischen Anschauungen der zahlreichen augustinischen Magister [44]. Die ersten Nachfolger des Aegidius auf dem Pariser Lehrstuhl, Jakob von Viterbo († 1307) [45] und Alexander von S. Elpido († 1326), folgten der Doktrin des Meisters mit mehr oder weniger starker Betonung der thomistischen Grundlage. Sie konnten nicht hindern, daß die jüngeren Magister, angefangen von Dionysius de Burgo bis Thomas von Straßburg, sich immer mehr von ihnen entfernten. Sie gingen zwar auch von Aegidius aus, doch trat er bald zugunsten der zeitgenössischen Franziskaner, des Scotus, Durandus, Hervaeus und Aureolus, zurück. Ein tiefgreifender Bruch mit der Schule des Aegidius entstand jedoch erst durch Gregor von Rimini († 1358) und seine Schüler Hugo von Orvieto, Johann Hiltalinger von Basel und Johannes Klenkok. Man hat den Grund für diesen Bruch in einem extremen Nominalismus Gregors und seiner Schüler sehen wollen und Gregor sogar als *antesignanus nominalistarum* bezeichnet. Ohne Zweifel stand Gregor und seine Schule unter dem Einfluß der *moderni*, die der *cognitio rei particularis* das Primat vor der *cognitio rei universalis* zugestanden; wie wenig allerdings diese erkenntnis-theoretische Position ausreicht, in ihnen Vertreter des extremen Modernismus zu sehen, zeigt die Rolle Gregors bei der Verurteilung der Ockhamisten Nikolaus von Autrecourt und Johannes von Mirecourt im Jahre 1347. Wie aus einer von Damasus Trapp edierten *Epistola introductoria* (Ms. Troyes 64) des Zisterziensers Peter Ceffons deutlich wird, gehörte Gregor nicht zu den Verurteilten, sondern umgekehrt zu den Kreisen, die die Verdammung der Modernisten und ihrer logischen Subtilitäten betrieben [46].

Die historisch-kritische Komponente des „Modernismus" äußert sich in einer sorgfältigen und auf Echtheit bedachten Benützung der theologischen

---

[43] E. A. Moody, Ockham and Aegidius of Rome, in: Franciscan Studies 9 (1949), S. 417—442.

[44] D. Guitiérrez, Notitia historica antiquae scholae Aegidianae, in: Analecta Augustiniana 18 (1941), S. 39—67.

[45] F. Casado, El pensiamento filosofico del Beato Santiago de Viterbo, in: La Ciudad de Dios 164 (1952), S. 301—331; 165 (1953), S. 103—144, 283—302, 489—500.

[46] D. Trapp, Peter Ceffons of Clairvaux, in: Rech. de théol. anc. et médiévale 24 (1957), S. 104—154.

und philosophischen Quellen. Wie Trapp in einer gelehrten Studie über die Zitationsweise der Augustinertheologen des 14. Jh. nachweist[47], begnügen sich die Augustiner nicht mehr damit, ihre Autoritäten mit Belegstellen ohne genaue Herkunftsangaben zu zitieren. An die Stelle des bisher üblichen vagen *Quidam* und der ungenauen Paraphrase tritt die exakte Zitation und neben den bekannten, immer wieder erwähnten *Dicta* werden auch die Werke von Autoritäten zitiert, auf die man in den vorhergehenden Jahrhunderten kaum zurückgriff. Die auf Genauigkeit und Echtheit zielende Tendenz bedeutete für die Augustiner-Eremiten eine intensivere Beschäftigung mit der eigentlichen Autorität des Ordens, mit Augustinus und seinem umfangreichen Werk. Die „modernen" Augustiner zitieren infolge dieser neuen Wendung in viel größerem Ausmaß, als es bisher üblich war, Augustinus und sind, was am wichtigsten ist, nicht mehr nur mit seinen Hauptwerken, sondern, soweit das möglich ist, mit seinem Gesamtwerk vertraut. Dies gilt besonders für Gregor von Rimini, den man daher als einen der besten, wenn nicht den besten mittelalterlichen Kenner Augustins bezeichnen konnte (Migne PL 47, 651 f.). Die Erschließung und Heranziehung des augustinischen Gesamtwerkes wurde erleichtert durch das 1345 abgeschlossene *Milleloquium S. Augustini*, das in der Tradition mittelalterlicher Florilegien die echten und unechten Opera Augustins — allein 600 Sermones! — in ca. 15 000 alphabetisch angeordneten Exzerpten den Gelehrten zugänglich machen will. Das heute noch hilfreiche Milleloquium, das bei der Heranziehung der Augustinischen Werke eine Vollständigkeit erreichte wie nie zuvor, wurde nach der Ordenstradition von Augustinus von Ancona begonnen. Sein eigentlicher Verfasser war jedoch der Augustiner-Eremit Bartholomäus von Urbino, der 1350 als Bischof seiner Vaterstadt starb. Er gehörte wie viele seiner Ordensbrüder, unter ihnen Dionys von San Sepolcro, zum Freundeskreis Petrarcas, der ihm bei Abschluß der mühseligen Sammelarbeit einige Hexameter widmete, die in den Epilog des Werkes aufgenommen wurden[48]. Das Bemühen um den echten und vollständigen Text der Werke entsprach einer verstärkten Beschäftigung auch mit der Theologie Augustins. Untersuchungen der Theorie Gregors[49] und seiner Schüler nach ihrer Auffassung vom Wesen der Erbsünde, der Möglichkeit des menschlichen Willens und der Wirksamkeit der Gnaden zeigen deutlich als Folge dieser Beschäftigung eine starke Annäherung

---

[47] D. Trapp, Augustinian Theology of the 14th Century. Notes on Editions, Marginalia, Opinions and Book-Lore, in: Augustiniana 6 (1956), S. 146—272.
[48] B. M. Peebles, The verse embellishment of the Milleloquium S. Augustini, in: Traditio 10 (1954), S. 555—566. V. A. Fitzpatrick, Bartholomaeus of Urbino: The Sermons Embraced in his Milleloquium S. Augustini (MS. Diss. Cath. Univ. Washington 1954).
[49] Gregorii Ariminensis O. E. S. A. Super Primum et Secundum Sententiarum. Reprint of the 1522 Edition. Ed. E. M. Buytaert. Franciscan Institute Publications. Text Series 7, Cassiciacum, American Series 4 (New York 1954). Dazu D. Trapp, Gregory of Rimini. Manuscripts, Editions and Additions, in: Augustiniana 8 (1958), S. 425—443.

an Augustinus, die jedoch Einflüsse des Nominalismus nicht ausschließt[50].

Es geht den erwähnten Untersuchungen nicht primär um die Aufhellung der noch wenig bekannten spätscholastischen Theologie, sondern vor allem — wie ihre Fragestellung andeutet — um das Verhältnis des ehemaligen Augustiner-Eremiten Martin Luther zur Theologie seines Ordens. Ihre Verfasser, vornehmlich Ordensleute, wollen zur Lösung dieses vielschichtigen Problems Vorarbeiten leisten, ohne ein abschließendes Urteil zu fällen. Trotz der Vorläufigkeit ihrer Ergebnisse weisen sie auf den Zusammenhang des Augustinismus bei Luther mit der Theologie seines Ordens hin, ohne freilich seine heterodoxe Wendung aus ihr zu erklären, wie es in den Untersuchungen von Viktor Müller, Jean Paquier und Ernst Stakemeier der Fall ist. Wie die Beziehung Luthers zu den Lehrern seiner Ordensschule im einzelnen zustande kam, wird in größerem Zusammenhang von L. Saint-Blancat untersucht. In einer Darlegung erster Ergebnisse wird eine Linie dieses komplizierten Geflechtes — die nicht direkt, sondern über Petrus von Ailly vermittelte Kenntnis der Sentenzenkommentare des Gregor von Rimini — nachgewiesen[51].

Der mit Aegidius Romanus anhebende, bei Gregor von Rimini kulminierende und noch auf Luther wirkende Augustinismus war ein Charakteristikum der Ordensschule. Seine über die Reformation bis in die Neuzeit (Hieronymus Seripando, Kardinal Noris, Christian Lupus) wirkende Intensität erklärt sich nicht nur aus theologischen und philosophischen Motiven; der eigentliche Grund ist im Geschichts- und Selbstbewußtsein des Ordens zu suchen. Für die Gelehrten aus dem Augustiner-Eremitenorden war Augustinus mehr als eine der großen geistigen Autoritäten. Sie verehrten ihn schon im 13. und 14. Jh. als den Vater und Gründer des Ordens. Als seine Söhne sahen sie in seiner Lehre ihr besonderes Erbe, das sie mit Eifer und Stolz verwalteten. Nur in einem stellvertretenden Sinne war Aegidius das Haupt ihrer Schule. Ihr eigentlicher Lehrer war Augustinus, eine Autorität, deren Gewicht bewirkte, daß der Orden mit Erfolg neben den Schulen der beiden Mendikantenorden und ihren großen Meistern bestehen konnte.

Besondere Wirksamkeit im Dienste der Kirche entfaltete der Orden zu Beginn des 14. Jh. in der unter Bonifaz VIII. und Johann XXII. mit Heftigkeit wieder aufgenommenen Auseinandersetzung zwischen Regnum und Sacerdotium. „Als fast alle anderen Orden zagten und zurückwichen", standen die Augustiner-Eremiten in ziemlich ge-

---

[50] G. Schiavella, Il peccato originale negli scritti di Gregorio da Rimini, in: Augustiniana 8 (1958), S. 444—464. A. Zumkeller, Hugolin von Orvieto († 1373) über Urzustand und Erbsünde, in: Augustiniana 3 (1953), S. 35—62; 4 (1954), S. 25—46; ders., Hugolin von Orvieto († 1373) über Prädestination, Rechtfertigung und Verdienst, in: Augustiniana 4 (1954), S. 109—156; 5 (1955), S. 5—51.

[51] Vgl. den Forschungsbericht von H. Beintker, Neues Material über die Beziehung Luthers zum mittelalterlichen Augustinismus, in: Zeitschr. für Kirchengesch. 68 (1957), S. 144—48.

schlossener Phalanx bereit, den Papst gegen den französischen und deutschen König, gegen Spiritualen und opponierende Kardinäle zu verteidigen. Mit wenigen Ausnahmen traten sie in Predigt und Agitation für den Papst und die Ausführung der über seine Gegner verhängten Kirchenstrafen ein. Ihr eigentlicher Beitrag in der Auseinandersetzung zwischen der Kurie und ihren Gegnern war jedoch nicht agitatorischer, sondern wissenschaftlicher Art. Die Ordensschule versuchte in zahlreichen, besonders von Richard Scholz, Jean Rivière und Ugo Mariani[52] untersuchten Traktaten und Summen den päpstlichen Anspruch auf die *Plenitudo potestatis* in einem z. T. stark vergröberten Augustinismus[53] theologisch zu fundieren und zu verteidigen. Auch hierbei war Aegidius Romanus führend und über seinen Tod hinaus richtungweisend, so daß man ihn nicht mit Unrecht als das Haupt der kurialen Partei bezeichnet hat. Bereits 1297 hatte er in seiner Schrift *De renuntiatione papae* den Rücktritt Cölestins V. und die Nachfolge Bonifaz' VIII. verteidigt und sich damit die Sympathien des Papstes erworben. Auf dem Höhepunkt des Streites mit Philipp dem Schönen unterstützte er ihn durch seine Schrift *De potestate ecclesiastica*, die im Stil der großen Summen aus der ersten Hälfte des 13. Jh. die in der Bulle *Unam Sanctam* formulierte Anschauung von der Macht des Papsttums begründete. Aegidius, der hier als Verteidiger des extrem hierarchischen Standpunktes auftritt, hatte 1277/79 in einem weitverbreiteten Fürstenspiegel[54] im Gegensatz zu seiner augustinisch bestimmten Stellungnahme in *De potestate ecclesiastica* den Wirkungs- und Rechtsbereich der Herrschers, auf Aristoteles und Thomas gestützt, viel weniger eng gezogen. Die Schrift *De regimine principum* war dem späteren französischen König Philipp IV. gewidmet und hatte eine enge, fast freundschaftliche Bindung zwischen Herrscher und Ordenslehrer hergestellt, die sich bei dessen Ernennung zum Erzbischof von Bourges als förderlich erwies und sich in vielen anderen Huldbeweisen äußerte. Sie blieb auch nach der Krise von 1302 erhalten, denn noch 1308 unterstützt Aegidius zusammen mit einigen Ordensgenossen die von Philipp betriebene Aufhebung des Templerordens.

---

[52] R. Scholz, Die Publizistik zur Zeit Philipp des Schönen und Bonifaz VIII. Kirchenrechtl. Abh. 6—8 (Stuttg. 1903); ders., Unbek. kirchenpol. Streitschriften aus der Zeit Ludw. d. Bay. (1327—1354) (Rom 1911/14); J. Rivière, Le problème de l'Eglise et de l'Etat au temps de Philipp le Bel (Löwen 1926); U. Mariani, Chiesa e stato nei teologi agostiniani del sec. XIV, Uomini e Dottrine 5 (Rom 1957) (Zusammenfassung zumeist älterer Beiträge).

[53] U. Mariani, Le teorie politiche di S. Agostino e il loro influsso nella scuola agostiniana del sec. XIV, in: Uomini e Dottrine 5 (Rom 1957), S. 223—251.

[54] J. Beneyto Perez, Aegidius Romanus: Glosa castellana al „Regimiento de prínzipes", hecho por fray Juan García de Castrojeriz. Edicion y estudio preliminar, I. (Madrid 1947); H. L. Sears, The „Rimado de Palacio" and the „De regimine principum". Tradition of the Middle Ages, in: Hispanic Review 20 (1952), S. 1—27.

Die zwiespältig erscheinende theologische Stellungnahme und die persönliche Bindung an beide Kontrahenten haben dem Ordenslehrer den Vorwurf einer gewissen Unentschiedenheit, ja des Opportunismus eingetragen. Für Gustave Vinay war dieses Schwanken ein Argument, Aegidius als den Verfasser der zwischen kurialistischem und regalistischem Standpunkt vermittelnden Schrift *In utramque partem* in Anspruch zu nehmen und ihm die Verfasserschaft des extrem kurialen *De potestate ecclesiastica* abzusprechen[55]. In einer Studie im Zusammenhang mit der Untersuchung des aegidianischen Gesamtwerkes auf die kirchenpolitisch relevanten Äußerungen weist Rafael Kuiters diese kühne These zurück. Handschriftenüberlieferung, Zitationsweise, vor allem aber Beweisführungen, die dem in scholastischer Denkweise exzellierenden Augustiner-Eremiten nicht zuzumuten sind, veranlassen ihn, die bisher nicht angezweifelte Verfasserschaft von *De potestate ecclesiastica* weiterhin zu unterstützen und die Zuschreibung der Schrift *In utramque partem* abzulehnen[56].

Der neben Aegidius wirkungsvollste Verteidiger Bonifaz' VIII. war sein Mitbruder und späterer Nachfolger auf dem Pariser Lehrstuhl, Jakob von Viterbo. Das wichtigste seiner 1939 von David Guitiérrez im Zusammenhang dargestellten Werke ist die 1301/02 entstandene, Bonifaz VIII. gewidmete Schrift *De regimine christiano*[57]. Anders als die erwähnte Schrift des Aegidius trägt sie weniger apologetischen Charakter. Über den konkreten Anlaß ihrer Entstehung hinaus enthält sie eine breit angelegte Lehre von der Kirche, die man nicht mit Unrecht als den Beginn einer Ekklesiologie im engeren Sinne bezeichnet hat.

Die Kontinuität der unter Bonifaz VIII. begonnenen, unter Johann XXII. noch einmal kulminierenden Kontroverse sicherte der Augustiner-Eremit Augustinus von Ancona († 1328), zu dessen Biographie und Werk B. Ministeri alles bekannte Material zusammentrug[58]. 1309 wandte er sich mit dem Traktat *Contra articulos inventos ad diffamandum Bonifacium VIII.* gegen die Versuche der französischen Krone, das Andenken des Papstes zu verdunkeln und das Attentat von Anagni zu rechtfertigen. Fast zur gleichen Zeit richtete er sich mit dem *Tractatus contra divinatores et somniatores* gegen die Angriffe und Verdächtigungen aus den Kreisen der Spiritualen, die er als das Erzeugnis von Schwärmern und Träumern abtat. Seine eigentliche apologetische Leistung

---

[55] G. Vinay, Egidio Romano e la cosidetta „Questio in utramque partem", in: Bullettino dell' Istituto Storico Italiano per il Medio Evo 53 (1939), S. 43—92.
[56] R. Kuiters, Aegidius Romanus and the Autorship of „In utramque partem" and „De ecclesiastica potestate", in: Augustiniana 8 (1958), S. 267—280; ders., De ecclesiastica sive de Summi Pontificis potestate secundum Aegidium Romanum, in: Analecta Augustiniana 20 (1947), S. 146—214.
[57] D. Guitiérrez, De b. Jacobi Viterbiensi vita, operibus et doctrina theologica (Rom 1939).
[58] B. Ministeri, De Augustini de Ancona († 1328) vita et operibus, in: Analecta Augustiniana 22 (1952), S. 148—262.

ist die Schrift *Summa de potestate ecclesiastica,* die er auf Veranlassung Johanns XXII. als die erste Widerlegung des *Defensor Pacis* verfaßte. Ebenfalls auf Geheiß des Papstes schrieb der deutsche Augustiner-Eremit Hermann von Schildesche[59], damals Generalvikar der Würzburger Diözese, eine Widerlegung der sechs beanstandeten Thesen des Marsilius von Padua. Er stellte später seinem Gutachten zwei Untersuchungen über die Freiheit der Kirche und ihre Jurisdiktion voraus und widmete dieses Werk, den Traktat *Contra hereticos negantes immunitatem et iurisdictionem sancte ecclesie* dem Papst Johannes XXII.

Die erwähnten Verteidiger des Papsttums sind nur einige der Streiter für die Orthodoxie, die der Orden in den Jahrhunderten seines Bestehens hervorgebracht hat. Wenn auch im Schisma des 14. Jh. ein Teil des Ordens auf die Seite der Gegenpäpste trat[60], im 16. Jh. aus dem Augustinerorden Martin Luther hervorging und mit ihm zahlreiche Ordensbrüder zum neuen Glauben übertraten; im 13. und 14. Jh. konnte die Kurie mit der Verwirklichung der bei der Union von 1256 angestellten Überlegung zufrieden sein, denn in der Tat war aus den verstreuten Herden eine feste und starke Waffe *ad hostiles spiritualis nequitie impetus conterendos* geworden.

Neben der Beschäftigung mit der Theologie und der Teilnahme an den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen trat bei den Augustiner-Eremiten das Interesse für Geschichte und Geschichtsschreibung in den Hintergrund. Heinrich von Friemar (1305—1313)[61], Provinzial der ungeteilten deutschen Provinz, ist der erste Augustiner, den man mit Einschränkung als Ordenshistoriker bezeichnen könnte. Er verdient diesen Titel durch den 1334 verfaßten, von R. Arbesmann neu edierten *Tractatus de origine et progressu Ordinis Heremitarum S. Augustini*[62], der — von einer spärlichen Liste der Generalprioren abgesehen — nur geringen pragmatischen Quellenwert besitzt, dafür um so wichtiger ist als Zeugnis für das Selbstverständnis des auf ungewöhnliche Weise gegründeten Ordens und als erster Versuch, seine Geschichte in den Zusammenhang der abendländischen Ordensentwicklung einzuordnen. Der Verfasser versucht, um *origo* und *progressus* des Ordens darzustellen, drei einander z. T. widersprechende Traditionen über Herkunft und Entstehung des Ordens zu kombinieren und in einen einleuch-

---

[59] A. Zumkeller, Hermann von Schildesche O. E. S. A. († Juli 1357). Zur 600. Wiederkehr seines Todestages, in: Augustiniana 7 (1957), S. 57—99, 282—312, 457—484; 8 (1958), S. 113—128; ders., Schrifttum und Lehre des Hermann von Schildesche (Würzburg 1959).

[60] F. Roth, The Great Schism and the Augustinian Order, in: Augustiniana 8 (1958), S. 281—298.

[61] C. Stroick, Heinrich von Friemar. Leben, Werke, philosophisch-theologische Stellung in der Scholastik, Freiburger theologische Studien 68 (Freiburg 1954).

[62] R. Arbesmann, Henry of Friemars „Treatise on the origin and development of the Order of the Hermit Friars and its real title", in: Augustiniana 6 (1956), S. 37—145.

tenden historischen Zusammenhang zu bringen: die These von der Gründung des Ordens durch Augustinus, den Anspruch der Eremiten, in der Tradition des von Paulus und Antonius begonnenen Eremitentums zu stehen, und schließlich die nicht zu leugnende Tatsache der Union und Umformung des Ordens durch Alexander IV. Er unterzieht sich dieser Aufgabe unbekümmert um historische Wahrscheinlichkeit. Jünger der beiden genannten Eremitenväter bezeichnet er als die Patriarchen und ersten Mitglieder des Ordens, die bereits im 4. Jh. das Gewand trugen, das 1256 allen vereinigten Kongregationen von Alexander IV. vorgeschrieben wurde: die *Cuculla nigra et desuper zona cincta.* Neben der göttlichen Anregung und der Unterweisung durch Ambrosius war ihr entsagungsvolles Leben, genauer das Vorbild des Eremiten Simplician, der entscheidende Anlaß zur Bekehrung Augustins. Er legte aus Bewunderung für ihre Lebensweise nach der Taufe das Eremitengewand an und lebte seitdem ein Jahr lang als Eremit in der Nähe von Mailand. Als dann seine Mutter in Ostia starb, zog er sich mit Nebridius und Evodius in die Einsamkeit der toskanischen Berge zurück, um hier mit gleichgesinnten Gefährten zu leben — den Urvätern der toskanischen Augustiner-Eremiten. Er gab ihnen eine Regel, die Augustinregel, und gründete bei Centumcellae die erste Einsiedlergemeinschaft des Ordens. Nach zweijährigem Aufenthalt in Centumcellae nach Afrika zurückgekehrt, verpflanzte er auch dorthin diese Lebensform, sammelte um sich Gefährten in Thagaste und Hippo und gab ihnen die in Italien erprobte Regel. In ununterbrochener Kontinuität bewahrten die in Italien zurückgebliebenen Augustiner-Eremiten ihre von Augustinus regulierte eremitische Lebensweise, die sie auch im 13. Jh. nicht aufgaben, als sich ihnen andere Eremitengruppen auf Geheiß der Kurie anschlossen. Der Orden blieb ein Eremitenorden mit dem außerordentlichen Vorzug, von Augustinus Name und Regel herleiten zu können.

Durch die Verquickung der Begriffe *status* und *ordo* kann Heinrich von Friemar sogar die Identität des Eremitenordens mit der ältesten Form des Mönchtums, dem Eremitentum, behaupten und dessen Ruhm, der *status perfectissimus* zu sein, für den eigenen Orden in Anspruch nehmen.

Der unmittelbare Anlaß, die Gründung des Ordens durch Augustinus zu beweisen, lag 1334 schon einige Jahre zurück. 1327 hatte Johann XXII. den um seine Sache verdienten Augustiner-Eremiten gestattet, in Pavia bei der Basilika S. Pietro in Ciel d'Oro einen Konvent zu errichten. Das nach Verhandlungen im Kardinalskolleg gewährte Privileg war von besonderem Gewicht. Seit dem 8. Jh. wurden in der alten, für Reichs- und Kirchengeschichte gleichermaßen bedeutsamen Kirche die Gebeine des hl. Augustinus verehrt, die der Langobardenkönig Luitprand von Sardinien nach Pavia hatte transferieren lassen. Bis 1327 hatten Augustiner-Chorherren von Mortara eine Niederlassung und damit verbunden die Wacht am Grabe des Heiligen inne. Die Zulassung der Augustiner-Eremiten war nun eine Maßnahme von weitreichender

Bedeutung. Die Eremiten feierten sie als die Wiederherstellung der seit Jahrhunderten unterbrochenen Verbindung der Söhne mit dem Vater und als päpstliche Approbation ihres Anspruchs, von Augustinus Regel und Ordnung empfangen zu haben. Die Chorherren sahen in ihr nicht allein einen Bruch mit der Tradition ihrer Kommunität, sondern vor allem den Affront gegen das Kanonikertum und sein bisher unangefochtenes Recht, sich allein als die erste und legitime Gründung Augustins zu verstehen.

In seinem gegen die Argumente der Chorherren gerichteten Traktat begründete Heinrich von Friemar den Anspruch seines Ordens auf die unmittelbare Abstammung von Augustin und die Verwurzelung seiner Urväter im frühen Eremitentum aus dem 9. Buch der *Confessiones,* der *Vita Augustini* des Possidius, dem pseudo-ambrosianischen *Sermo de baptismo et conversatione S. Augustini* und einer Stelle in der *Expositio in Apocalysim* Joachims von Fiore, der die Engel in c. 14 der Apokalypse als neue Orden und Boten des siebten, des Sabbat-Zeitalters, deutet. Diese Auslegung ist für die These der Augustiner-Eremiten von Bedeutung, denn einer dieser prophezeiten Orden, der erfüllt ist von kontemplativem Geiste, trägt wie die Augustiner-Eremiten ein schwarzes, von einem Gürtel gehaltenes Gewand und kann, was dieses Zitat für die Beweisführung Heinrichs so wertvoll macht, auf Paulus, den ersten Eremiten, als seinen Patriarchen zurückblicken. Der Augustiner-Eremitenorden, von Heinrich mit dem von Joachim geweissagten Orden identifiziert, kann also für sich den Anspruch erheben, älter als alle anderen Orden zu sein, älter vor allem als die Kanoniker, die darauf hinwiesen, daß der Orden der Augustiner-Eremiten erst 1256 gegründet worden sei.

Diese Berufung auf Joachim von Fiore nimmt Marjorie Reeves zum Ausgangspunkt ihrer Studie über die Wirkung joachitischer Ideen im Augustiner-Eremitenorden[63]. Neben dem erwähnten Zitat nennt sie nur zwei weitere Fälle, in denen Joachim im 14. Jh. einmal als Exeget, zum andern als Prophet auf den Orden einwirkte. Augustinus Triumphus zitiert den Exegeten der Geheimen Offenbarung in ungewöhnlicher Ausführlichkeit in seiner *Glossa ex Glossis Sanctorum in Apocalypsim,* jedoch mit einer Vorsicht, die die Exegese des Abtes der Dynamik ihrer Geschichtsvorstellung beraubt, sie gewissermaßen zähmt und in den Rahmen der orthodoxen Deutung einfügt. Wie wenig durch ihn joachitische Zukunftserwartungen in den Orden hineinwirken konnten, macht sein schon erwähnter Traktat *Contra divinatores et somninatores* deutlich, der genannt werden muß, wenn man das Verhältnis des Ordens zu den spiritualistischen Strömungen im 13. und 14. Jh. verfolgen will.

Eine wirkliche Berührung mit dem Spiritualentum fand in der ersten Hälfte des 14. Jh. in einem kleinen Kreise von Augustiner-Eremiten

---

[63] M. E. Reeves, Joachimist Expectations in the Order of Augustinian Hermits in: Rech. de théol. anc. et médiévale 25 (1958), S. 111—141.

statt, die sich um Simon Fidatus von Cascia († 1348) scharten. Sie kamen in Süditalien mit Franziskanerspiritualen zusammen und verehrten Angelo Clareno als ihren Lehrer und Führer, dessen Tod Simon Fidatus aufs bitterste beklagte. Die Augustiner-Eremiten erfuhren in diesem Kreise Vertiefung und Spiritualisierung, ohne nachweisbar die Prophezeiungen des Abtes Joachim auf ihren Orden zu beziehen und zu einer das Ordensbewußtsein bestimmenden Kraft werden zu lassen. Erst zu Beginn des 16. Jh. entfaltet sich deutlich und ausdrücklich die prophetische Dynamik, die in der frühen Identifizierung von Augustiner-Eremitenorden und dem Engel der Apokalypse bei Heinrich von Friemar angelegt war. In Venedig sah ein Freundeskreis um Silvester Meuccio di S. Christofero, der zwischen 1516 und 1527 alle erreichbaren Schriften des Abtes sammeln und drucken ließ, einen *Papa Angelicus* aus dem Augustiner-Eremitenorden voraus, der zusammen mit dem französischen König das letzte Zeitalter, die *pax summa et tranquillitas ... in toto orbe* heraufführen werde. Dieser Kreis wirkte weiter auf den Ordensgeneral Aegidius von Viterbo, der als Platoniker aus dem Kreis um Marsilio Ficino nicht in den politischen Mächten, sondern in der Wiederbelebung der Alten, im Synkretismus antiker Bildung und christlichen Glaubens die Voraussetzungen der *renovatio mundi* sah, eines Zeitalters des Friedens und der Harmonie. Mehr vermutet als bewiesen ist ein letzter Einfluß Joachims auf den Orden: Von der Erwartung eines neuen Zeitalters soll die augustinische Mission angespornt worden sein, die im 16. und 17. Jh. vor allem von Spanien aus die Bekehrung der neu entdeckten Heidenvölker betrieb.

Die von M. Reeves erwähnten Fälle können den Eindruck erwecken, der Einfluß Joachims auf den Orden sei nur zufällig und ohne Kontinuität gewesen. Die Ordensgeschichte — der Verfasserin sind leider die neueren Untersuchungen und Editionen zur Ordensgeschichte entgangen — zeigt jedoch eine dauernde, aus der Eigenart des Ordens selbst erklärliche Disposition für spiritualistische und joachitische Gedankengänge, die allerdings nie — das muß ausdrücklich gesagt werden — zu Abspaltungen oder Sonderbildungen geführt haben wie bei den Minoriten.

Ein Anlaß für die fast ununterbrochene Präsenz des Abtes Joachim und seines Werkes im Augustiner-Eremitenorden ist bereits angedeutet worden. Seit Heinrich von Friemar (nicht erst seit dem 15. Jh.) ist Joachim wegen der historischen Beweiskraft seiner Apokalypsenexegese ein ständig angerufener Bundesgenosse in der Auseinandersetzung der Eremiten mit den Chorherren, bei der es nicht um die prophetische Verheißung, sondern um die historische Beweiskraft der Apokalypsendeutung ging. Sie betrachteten ihn als einen ihrer vornehmsten Zeugen und verteidigen seine Prophetengabe und Orthodoxie, um sich dieses Zeugnis zu sichern. Es war nur konsequent, daß die Kanoniker die Verurteilung joachitischer Sätze zum Ausgangspunkt nahmen, um die Glaubwürdigkeit des Abtes ganz allgemein zu erschüttern, während den Eremiten jenes eine Argument einen ständigen Anreiz bot, sich mit dem ganzen Werk

Joachims zu beschäftigen und die in ihm enthaltenen prophetischen Deutungen auf ihren Orden zu beziehen.

Begegnungen des Ordens mit joachitischen Strömungen im franziskanischen Spiritualentum ergaben sich überdies aus dem Dualismus zwischen konservativem Eremitentum und neuen Seelsorgeaufgaben, der seit 1256 mit der von der Kurie angeordneten Union aufgebrochen war. Dieser für die Ordenseinheit gefährliche Gegensatz von kontemplativem und aktivem Leben äußerte sich bereits 1256. Aus Protest gegen die Forderung, ihre eremitische Lebensweise aufzugeben, verließen die Wilhelmiten den eben erst konstituierten Orden, um eigene, bisher noch kaum untersuchte Wege zu gehen[64]. Auch die Brittiner scheinen den gleichen Versuch unternommen zu haben. Sie konnten sich zwar nicht korporativ aus der Union lösen, durften jedoch in ihrem Mutterhaus weiterhin eremitisch leben. Trotz des Austritts der heftigsten Gegner der Union blieb die Position der konservativen Gruppen so stark, daß sich die Kurie gezwungen sah, ihre rigorosen Forderungen (Verlegung der Konvente, strenge Armut) zu mäßigen und einzelnen, mit der eremitischen Vorgeschichte des Ordens in lebendiger Tradition verbundenen Konventen die Fortführung der *vita eremitica* zu gestatten. In diesen eremitischen Kreisen verquickte sich bald die Betonung des kontemplativen Lebens mit der Kritik an der offiziellen, auf Seelsorge und Wissenschaft gerichteten Entwicklung, die als Abfall von den alten Idealen aufgefaßt wurde. Bei dem schon erwähnten Kreis um Simon Fidatus verband sich diese Opposition gegen die *moderni philosophi* mit deutlichem Widerwillen gegen alle Organisation und Geschäftigkeit, wie sie etwa der Ausbau des Studienwesens mit sich brachte. Für ihn genügt die Schrift als die Quelle der Weisheit; neben ihr wurden Theologie und Wissenschaft, von der sich Männer wie Aegidius Ruhm und Ansehen für den Orden versprachen, als Ablenkung und Verirrungen angesehen. Für diesen strengen Biblizismus und die Forderung nach der *vita eremitica* waren die Ideen der Franziskanerspiritualen, für die Simon gegen Johann XXII. mit Nachdruck Stellung nahm, gewissermaßen eine Ergänzung und Abrundung[65]. Eindeutiger noch als bei Simon verschmolzen eremitische Tradition, asketischer Rigorismus und spiritualistische Zukunftserwartungen im geistigen Leben des bei Siena gelegenen Konventes von Lecceto.

In diesem Haus, das, wahrscheinlich im 12. Jh. gegründet, die Anfänge seiner eremitischen Tradition ins 4. Jh. zurückdatierte, bildete sich in der Mitte des 14. Jh. eine spirituelle, ganz auf Kontemplation und seelische Bildung gerichtete *familia sacra*, die ihre stärksten Anregungen von Katharina von Siena empfing. Ein Mitglied dieses Kreises, der englische Augustiner-Eremit William Flete, versuchte in Briefen an seine eng-

---

[64] In Kürze erscheinen meine „Beiträge zur Geschichte des Wilhelmitenordens".
[65] M. G. McNeil, Simone Fidati and his „De Gestis Domini Salvatoris" (Washington 1950).

lischen Mitbrüder diesen Geist für eine Erneuerung des Ordens fruchtbar zu machen. Er verlangte die Besinnung auf den wahren Namen des Ordens, d. h. auf seinen eremitischen Charakter, und erhofft davon eine Renovation nicht allein des Ordens, sondern der ganzen Welt. Bei dieser Erneuerung, die von *viri spirituales* ausgehen sollte, wurde der englischen Nation eine entscheidende Rolle zugeschrieben, vor allem aber dem geistigen Mittelpunkt des Kreises, Katharina von Siena. Die joachitisch-spiritualistischen Züge dieser für den ganzen Kreis charakteristischen Zukunftserwartung gehen auf Ubertino von Casale zurück, dessen Hauptwerk, der *Arbor vitae crucifixae Jesu*, von William Flete den Mitbrüdern und der hl. Katharina vermittelt wurde[66]. Die Auflösung dieses Kreises, der sich als unfähig erwies, das kontemplative Leben aufzugeben und aktiv an der Verwirklichung der von Katharina propagierten Rückführung des avignonesischen Papsttums mitzuwirken, ist bezeichnend für die Rolle des eremitischen Spiritualentums im Augustiner-Eremitenorden. Von ihm ging ohne Zweifel eine geistige, auf religiöse Vertiefung drängende Wirksamkeit aus. Seine Vertreter wurden jedoch nie so stark, daß ihre Vorstellungen die 1256 eingeleitete Entwicklung hätten hemmen und den Orden in die alten Bahnen des kontemplativen Eremitenlebens zurückführen können.

Den Versuch, die Spannung zwischen den Idealen des kontemplativen Lebens und der Forderung nach apostolischer Wirksamkeit zu lösen und die Tradition, die den Orden auf Augustinus und das Eremitentum zurückführt, mit der Ordensgründung durch die Kurie in Einklang zu bringen, unternahm der thüringische Augustiner-Eremit Jordan von Quedlinburg (ca. 1299—1380) in dem 1367 vollendeten *Liber Vitasfratrum*, den Rudolph Arbesmann und Winfried Hümpfner als ersten Band der amerikanischen Serie des Cassiciacums herausgaben[67].

Der *Liber Vitasfratrum* ist nach seiner Intention kein historisches Werk. Die Absicht des Verfassers, der neben diesem Werk eine Reihe asketisch-homiletischer Schriften hinterlassen hat, und das von ihm gewählte Genus zielen nicht auf historische Darstellung, sondern auf asketische Unterweisung und spirituelle Erbauung. Wie die unmittelbare literarische Vorlage, der *Liber Vitae Fratrum* des Dominikaners Gerhard von Fracheto, will das Buch Ordensleute in den Geist ihrer *religio* einführen und sie durch eine Fülle von *miracula* und *gesta* aus dem Leben bekannter Mitbrüder zur Verwirklichung eines vollkommenen Ordenslebens anspornen. Die mit Unterstützung der Ordensoberen gesammelten Paradigmata werden nicht nur aneinandergereiht, wie häufig in ähnlichen Erbauungsbüchern, sondern in einen vierteiligen Aufbau gegliedert. Das Prinzip der Gliederung ist bezeichnenderweise der Gedanke der Ge-

---

[66] A. Grion, Santa Caterina da Siena. Dottrina e Fonti (Brescia 1953).
[67] Jordanus de Saxonia, Liber Vitasfratrum. Ad fidem codicum recenserunt, prolegomenis, apparatu critico, notis instruxerunt R. Arbesmann et W. Hümpfner, Cassiciacum, Americ. Series 1 (New York 1943).

meinschaft (*communitas vel communio*), der sich nach Jordan in besonderem Maße im Augustiner-Eremitenorden verwirklicht hat oder verwirklichen soll. Er sieht ihn programmatisch im ersten Satz der Augustinregel: *Cor unum et anima una*... gefordert und in der apostolischen Urgemeinde beispielhaft vorgelebt, so daß sich seine Erwägungen und Meditationen über die Gemeinsamkeit und die Formen, in der sie sich verwirklicht, als Interpretation der Augustinregel und der Apostelgeschichte verstehen.

Manifestationen der den Orden erfüllenden und einigenden Gemeinsamkeit sind die *localis cohabitatio, spiritualis unio, temporalis possessio* und die mit ihr verwandte *proportionalis distributio*. Nach ihnen richtet sich der vierteilige Aufbau des Werkes, das bei der Erörterung der beiden letzten Formen die augustinische Armutspraxis als einzig authentische Wiederherstellung der Lebensweise der Urkirche deutet und die *spiritualis unio* aus dem Gedankenreichtum der frühen Mönchsliteratur schöpfend meditativ umkreist. Sein erster Teil, die Darstellung der *communio localis cohabitationis*, nimmt die Frage nach Ursprung und Charakter des Ordens auf und versucht sie auf eine weitaus gedanken- und nuancenreichere Weise als Heinrich von Friemar zu lösen, indem sie die Geschichte des Ordens in den dialektisch verstandenen Verlauf der Kirchengeschichte und in den Dialog zwischen *vita eremitica* und *vita coenobitica* einordnet.

Die Geschichte des Ordens ist für Jordan nicht mehr, wie für Heinrich von Friemar, von einliniger Kontinuität. Sie ist ein Nacheinander zweier durch ein Jahrtausend voneinander getrennter Epochen, des *status antiquus* und des *status modernus*. Der *status antiquus* wurde im 4. Jh. durch Augustinus begründet, der nach seiner Rückkehr aus Italien bisher verstreut und ohne geistliche Leitung lebende Eremiten um sich sammelte und zum gemeinsamen Leben veranlaßte. Ihr Ordensleben wurde jedoch schon bald nach dem Tode des geistlichen Vaters bei der Invasion der Wandalen beendet, sie selbst wurden in alle Winde verstreut. Mit der Sammlung ihrer Nachfahren, die unter verschiedenen Bezeichnungen in Europa lebten, begann im 13. Jh. das neue Zeitalter des Ordens, das im Gegensatz zum Zeitalter der Patres als die „Zeit der Fratres" verstanden wird. Wie im 4. Jh., so war auch bei dieser Sammlung Augustinus der geistige Urheber. Er erschien dem Papst Alexander IV. im Traum und forderte ihn auf, das zerstreute Israel zu sammeln und das Haupt wieder mit den Gliedern zu vereinigen. Die zweimalige Begründung des Ordens als Sammlung aus der Zerstreuung wird nicht isoliert, sondern in einem großen Rhythmus von Sammlung und Zerstreuung, Verfall und Erneuerung gesehen, der die ganze Kirchengeschichte bestimmt. Die Sammlung der afrikanischen Eremiten durch Augustin ist nach Jordan die Wiederherstellung des wahrhaft apostolischen Lebens. Ihr ging ein Zeitalter des allgemeinen Verfalls voraus, in dem durch die Ausbreitung der Kirche und die Vermehrung der Zahl ihrer Mitglieder das ursprüngliche Feuer der Urgemeinde erlosch und ihr gemeinsames Leben aufhörte. Nur

bei wenigen, die sich von der Allgemeinheit der Laschen und Lauen trennten, bewahrte sich der Geist der Apostel und der Urkirche. Um diese Zeugen apostolischer Gesinnung nicht in der Zerstreuung untergehen zu lassen, sammelte sie Augustin um sich und wurde so der *restaurator, renovator* und *conservator* des apostolischen Lebens. Aber auch diesem Wiederaufleben des in Samuel und den Prophetenschülern vorgebildeten gemeinsamen Lebens der Urkirche unter Augustin folgte Verfall und Erschlaffung, bis im 13. Jh. unter der Leitung der Kirche die *vita communis* der Apostel und Jünger im Augustiner-Eremitenorden erneuert wurde. Die hohe Einschätzung der *vita communis* und die Einordnung des Ordens in das von Samuel inaugurierte Zönobitentum läßt keinen Zweifel daran, daß Jordan seinen Orden durchaus nicht mehr wie Heinrich von Friemar und die oppositionellen Gruppen als einen Einsiedlerorden ansah. Sein eigentlicher Wesenszug ist das gemeinsame Leben, das nach dem Vorbild der apostolischen Urgemeinde die eremitische Vereinzelung aufhob und zur Voraussetzung für die apostolische Wirksamkeit wurde. Der Orden trägt jedoch nicht schlechthin zönobitischen Charakter, sein besonderes Signum ist vielmehr die Bewahrung der ursprünglich eremitischen Vorzüge und ihre Vereinigung mit den Werten des Zönobitentums. Er unterhält Niederlassungen in den Städten und gleichzeitig abgelegene Eremitorien auf dem Lande; er beauftragt Mitglieder mit der Seelsorge und dem Studium, gleichzeitig gestattet er anderen, für sich allein der reinen Kontemplation zu leben. Er löst die einen von ihrer Seelsorge ab und schickt sie zur Erneuerung ihrer geistigen und seelischen Kräfte in die Einsamkeit, während umgekehrt andere, durch Kontemplation gestärkt, die Seelsorge übernehmen. So sind Leuchten der Wissenschaft, Prediger und Seelsorger neben Anachoreten und Vorbildern zurückgezogener Selbstverleugnung Söhne Augustins und Mitglieder eines Ordens, der die Lebensweise der Martha mit jener der Maria vereint. Als zönobitisch-eremitischer Orden verbindet er die Archetypen des Anachoreten und Zönobiten in einem neuen *status perfectissimus,* den nur wenige Große der Kirchen- und Heilsgeschichte erreichten, etwa Moses, Makarios oder Augustinus, der es ähnlich wie seine Jünger im 13. Jh. verstand, zugleich Seelsorger, Gelehrter und Eremit zu sein. Das unerreichte Vorbild dieser Synthese ist Christus, der vor seiner Predigt die Einsamkeit aufsuchte und öffentliche Wirksamkeit mit Gebet und Betrachtung im Verborgenen verband.

Die Vereinigung beider Lebensformen im Augustiner-Eremitenorden ist nach Jordan nicht das Werk menschlicher Ordensgründer, sondern aus dem Wirken des heiligen Geistes hervorgegangen, der durch die Union von 1256 den Papst und die Kirche zur *institutrix* und *auctrix* des neuen Augustiner-Eremitenordens machte. Seit dieser Zeit gebührt dem Orden die Ehre, in Augustinus seinen Vater und in der Kirche seine Mutter verehren zu können: *Gloriosa, inquam, dicta sunt de propagatione tua, quam olim habuisti a patre, scilicet beato Augustino; gloriosiora vero*

dicta sunt de institutione tua, quam habes a matre, scilicet sancta universali ecclesia.

Die durch die Union zustande gekommene enge Bindung an die Kirche ist für den Orden die Quelle einer besonderen Geisteserfülltheit. Die Kirche, die einzig und allein als Verwalterin der göttlichen Gnaden eingesetzt ist, belebt den Orden wie eine leuchtende Sonne, eine überfließende Quelle und ein saftspendender Baum mit den Gaben des heiligen Geistes, mit der *vita spiritualis*. Durch diese Deutung wird nicht allein die Union von 1256 zu einer besonderen Prärogative des Ordens erhoben, sondern den bei Heinrich von Friemar erwähnten Prophezeiungen Joachims eine orthodoxe Wendung gegeben: Die Geisterfülltheit ist dem Orden schon jetzt durch die Kirche vermittelt worden, sie braucht nicht erst von einem zukünftigen Zeitalter des Geistes erwartet zu werden.

Die im Zusammenhang dieses Berichtes nur knapp skizzierte Darstellung der Ordensgeschichte bei Jordan von Sachsen war für das Selbstverständnis des Ordens von vielfacher Bedeutung. Sie bestätigte die Gründung des Ordens durch Augustinus, vertiefte die Union zu einem Ereignis von übernatürlicher Bedeutung und löste die latenten, hier und da offenen Spannungen zwischen den eremitischen und apostolisch gesinnten Kreisen, indem sie diesen die volle Legitimation und jenen ein ehrenvolles Daseinsrecht zugestand und so half, eine Synthese aktiver und kontemplativer Lebensführung zu finden, die in der Praxis des Ordens im 13. und 14. Jh. fruchtbar geworden ist.

Neben der Untersuchung der Anfänge und ersten Wirksamkeit der Augustiner-Eremiten im 13. und 14. Jahrhundert gehört die Erforschung ihrer Rolle in der Geschichte des 16. Jahrhunderts zu den besonderen Aufgaben der Ordensgeschichtsschreibung.

Nach den schweren Verlusten, die die Reformation dem Orden und seinem Prestige zugefügt hatte, sammelten die Eremiten bereits im 16. Jh. wieder ihre Kräfte, nachdem im 15. Jh. zahlreiche, dem Generalprior direkt unterstellte Reformkongregationen dieser gründlichen Erneuerung vorgearbeitet hatten. Die Folgen der großen, vornehmlich von den Generalprioren und nachmaligen Kardinälen Aegidius von Viterbo und Hieronymus Seripando betriebenen Reform: der Einfluß der Ordenstheologen auf das Konzil von Trient, die mystisch vertiefte Religiosität der spanischen Eremiten Thomas von Villanova, Alfons von Orosco und Luis de León und die missionarische Expansion nach Südamerika, Ostasien und Indien waren über den Bereich des eigentlichen Ordenslebens hinaus für die Rekonstituierung der gesamten Kirche von Bedeutung. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die hier nicht näher zu verfolgende Untersuchung dieser Epoche sowohl von der Ordensforschung als auch von den Kirchen- und Profanhistorikern in Angriff genommen wird[68].

[68] Neben den in Anmerkung 6 genannten Bibliographien seien erwähnt: D. Guitiérrez, Auctorum qui de Augustinianis saec. XVI—XIX scripserunt Bibliographia recentior, in: Analecta Augustiniana 21 (1950), S. 282—302; 22

Es ist das Ergebnis der beiden genannten Forschungsrichtungen, daß die „hervorragende Rolle und die schöpferische Leistung" der Augustiner-Eremiten und ihrer Ordensgelehrten deutlicher zu werden beginnt und nicht mehr, wie es H. Marrou in seiner 1958 ins Deutsche übersetzten Augustinusbiographie sagt, „völlig vergessen" ist. Dieser Erkenntnisfortschritt kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß zahlreiche Fragen, z. B. die Verflechtung der Ordensgeschichte mit den religiösen Strömungen und Gemeinschaftsbildungen des 13. und 14. Jahrhunderts, noch nicht in der Klarheit durchschaubar sind, wie es in der Geschichte der beiden großen Bettelorden dank längeren und gemeinsamen Bemühungen der gesamten Geschichtsschreibung der Fall ist.

Dieser Mangel hat zweifellos seine Gründe. Noch ist die vornehmlich von Ordensleuten betriebene Forschung zu sehr mit pragmatischer Tatsachenfeststellung und kritischer Quellenedition beschäftigt, als daß sie Detailfragen klären und der ordensvergleichenden und „geistesgeschichtlichen" Betrachtungsweise großen Raum gewähren könnte. Bei der Intensität allerdings, mit der gegenwärtig die Untersuchung der Ordensgeschichte forciert wird, besteht wenig Zweifel, daß die jetzt noch oft isoliert untersuchte und dargestellte Geschichte der Augustiner-Eremiten in den Zusammenhang der allgemeinen Ordens- und Geistesgeschichte eingefügt werden wird.

(1952), S. 85—110 und J. Rodriguez, Bibliogr. Misional — Agustin., in: Archivio Historico Agustiniano Hispano 49 (1955), S. 209—257; 50 (1956), S. 117—144, 261—278, 401—424; 51 (1957), S. 97—134.

Ludwig Bertalot †

von Paul Oskar Kristeller

Am 27. August 1960 starb nach langem schweren Leiden Ludwig Bertalot in Weilmünster (Taunus). Mit ihm ist einer der bedeutendsten Spezialisten auf dem Gebiete des italienischen und deutschen Humanismus und einer der gelehrtesten Kenner der Handschriften und Drucke der Renaissance dahingegangen.

Ludwig Bertalot wurde am 28. November 1884 in Frankfurt a. M. als Sohn des Eisenbahnsekretärs C. Bertalot geboren. Er besuchte das Lessing-Gymnasium in Frankfurt, wo er 1903 die Reifeprüfung bestand, und studierte in Marburg, Berlin und München. Er war Schüler von Ludwig Traube und August Wilmanns und promovierte 1908 in Berlin mit einer Dissertation über eine Humanistenhandschrift der Münchener Universitätsbibliothek, die unter dem Titel „Eine humanistische Anthologie" im Druck erschien. Die akademische Laufbahn war ihm vor allem wegen eines schweren Sprachfehlers verschlossen. Er lebte als Privatgelehrter und übernahm wissenschaftliche Aufträge für Institute und Bibliotheken, für Antiquare und Verleger und für andere Gelehrte. So stand er mit der Berliner und Münchener Staatsbibliothek in Verbindung, mit der Berliner Akademie und dem Deutschen Historischen Institut in Rom, mit Jacques Rosenthal in München, Leo S. Olschki in Florenz und Mons. Giuseppe De Lucca in Rom, und bis 1951 arbeitete er viele Jahre im Dienst der Vatikanischen Bibliothek. Konrad Burdach und Kardinal Giovanni Mercati schätzten und förderten ihn, und zu seinen engeren Freunden und Mitarbeitern zählte der verstorbene Percy Gothein. Bertalot hatte Gelegenheit, die Handschriftenbestände der wichtigeren Bibliotheken in einem großen Teil Europas aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und erwarb sich auf diese Weise eine einzigartige Kenntnis der Texte und Quellen des Humanismus. Er besaß Beschreibungen von unzähligen Handschriften und ein großes Initienverzeichnis, das es ihm gestattete, viele anonyme Texte mühelos zu identifizieren. Aus diesem reichen Material schöpfte er in seinen zahlreichen Publikationen, und er hat auch viele andere Gelehrte durch Mitteilungen aus seinem Material in ihren Forschungen unterstützt. Seine Publikationen bestehen zum großen Teil aus Editionen, sowie aus Aufsätzen und Rezensionen in deutschen und italienischen Zeitschriften. Der eigentümlichen Zwischenstellung des Humanismus entsprechend, bewegen sich Bertalots Studien auf dem Grenzgebiet zwischen Geschichte, Altphilologie, Romanistik und Bibliographie. Viele seiner Arbeiten beschäftigen sich ebenso wie seine Dissertation mit einzelnen Handschriften, andere mit den Schriften wenig bekannter, doch

interessanter Humanisten des 15. Jahrhunderts. Jedoch leistete er auch wertvolle Beiträge zur Forschung über Petrarca, Barzizza, Traversari und Bruni, und durch seine vortrefflichen Ausgaben von De monarchia und De vulgari eloquentia auch zum Studium Dantes. Andere größere Arbeiten sind leider unvollendet geblieben, wie der ihm anvertraute Band des Katalogs der Vaticani Latini oder die im Auftrag des Istituto Storico Italiano übernommene Ausgabe der Briefsammlung des Leonardo Bruni. Es ist zu hoffen, daß seine weit verstreuten Arbeiten gesammelt und neu herausgegeben werden, so daß das Resultat seiner Forschung leichter zugänglich und benutzbar wird, und daß auch sein großes Initienverzeichnis und seine Handschriftenbeschreibungen noch aus dem Nachlaß veröffentlicht werden. Wenn dies geschieht, so werden seine Leistungen und seine Verdienste erst die gebührende Anerkennung finden. Zu seinen Lebzeiten war er in einem kleinen Kreise von Freunden und Fachkollegen bekannt und hoch geachtet, der breiteren wissenschaftlichen Welt oder gar dem Publikum so gut wie unbekannt. Er war verschlossen und mißtrauisch, mehr als billig zur Polemik geneigt, aber ehrlich und unbestechlich in seinem Urteil, und ein zuverlässiger und hilfsbereiter Freund.

Sein Tod wie schon vorher seine jahrelange Krankheit, die ihm die Weiterarbeit unmöglich machte, hat der Renaissanceforschung einen schweren, nicht wieder gutzumachenden Verlust zugefügt. Seine strenge Auffassung der Wissenschaft, die auch vor persönlichen Opfern nicht zurückscheute, wird allen, die ihn kannten, unvergessen bleiben und zum Vorbild dienen.

Eingesandte Bücher

(Besprechung vorbehalten)

Paul Kirn, Einführung in die Geschichtswissenschaft, 3. durchgesehene Aufl. (Sammlung Göschen, Band 270). Walter de Gruyter & Co., Berlin 1959. 118 S., brosch. DM 3,60.

Hans Heinrich Schaeder, Der Mensch in Orient und Okzident. Grundzüge einer eurasiatischen Geschichte, hrsg. von Grete Schaeder mit einer Einleitung von Ernst Schulin. (Sammlung Piper). R. Piper & Co., München 1960. 428 S., brosch. DM 9,80, geb. DM 12,80.

Joseph Wiesner, Olympos. Götter, Mythen und Staaten von Hellas. Topographisch-mythologischer Führer durch das klassische Griechenland. Verlag Eike Techow, Nieder-Ramstadt bei Darmstadt 1960. 255 S., brosch. DM 9,75.

Karl von Amira, Germanisches Recht, 4. Aufl., hrsg. von Karl August Eckhardt. (Grundriß der germanischen Philologie, Band 5), 1. Band. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1960. XVI u. 252 S., geb. DM 28,—.

Georges Dumézil, Loki, übers. von Inge Köck. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1959. XX u. 244 S., Plastikeinband, Ladenpreis für Nichtmitglieder DM 13,—.

Jan de Vries, Kelten und Germanen. (Bibliotheca Germanica, Bd. 9). Francke Verlag, Bern-München 1960. 139 S., brosch. DM 18,—.

Karl Jacob, Quellenkunde der deutschen Geschichte im Mittelalter (bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts), 1. Band: Einleitung, Allgemeiner Teil, Die Zeit der Karolinger. 6. Aufl., hrsg. von Heinrich Hohenleutner. (Sammlung Göschen, Band 279). Walter de Gruyter & Co., Berlin 1959, 127 S., brosch. DM 3,60.

Eduard Hlawitschka, Franken, Alemannen, Bayern und Burgunder in Oberitalien (774—962). Zum Verständnis der fränkischen Königsherrschaft in Italien. (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, Band VIII). Eberhard Albert Verlag, Freiburg i. Br. 1960, 373 S., kart.

Hans-Walter Klewitz, Königtum, Hofkapelle und Domkapitel im 10. und 11. Jahrhundert. (Unveränderter Nachdruck aus dem Archiv für Urkundenforschung, Band XVI, 1939). Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1960. 63 S., geb., Ladenpreis für Nichtmitglieder DM 8,—.

Johannes Haller, Von den Staufern zu den Habsburgern. Auflösung des Reichs und Emporkommen der Landesstaaten (1250—1519). 2. Aufl., hrsg. von Johannes Dannenbauer. (Sammlung Göschen, Band 1077). Walter de Gruyter & Co., Berlin 1960. 118 S., brosch. DM 3,60.

Antonius David Gathen, Rolande als Rechtssymbole. Der archäologische Bestand und seine rechtshistorische Deutung. (Neue Kölner rechtswissenschaftliche Abhandlungen, Heft 14). Walter de Gruyter & Co., Berlin 1960. XXIV u. 121 S., brosch. DM 13,50.

Die Acht-, Verbots- und Fehdebücher Nürnbergs von 1285—1400. Mit einer Einführung in die Rechts- und Sozialgeschichte und das Kanzlei- und Urkundenwesen Nürnbergs im 13. und 14. Jahrhundert, hrsg. von Werner Schultheiß. (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Nürnberg, Band 2, Lieferung 1/2). Selbstverlag des Stadtrats, Nürnberg 1960. 240* u. 290 S., 10 Tafeln, brosch. DM 37,—.

Gerhard Eis, Meister Albrants Roßarzneibuch. Verzeichnis der Handschriften, Text der ältesten Fassung, Literaturverzeichnis. Terra-Verlag, Konstanz 1960. 24 S., brosch. DM 2,80.

Gerhard Eis - P. Rainer Rudolf, Altdeutsches Schrifttum im Nordkarpatenraum. (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B, Heft 12). Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks, München 1960. 95 S., brosch. DM 7,50.

Richard Newald, Nachleben des antiken Geistes im Abendland bis zum Beginn des Humanismus. Eine Überschau. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1960. XIII u. 454 S., brosch. DM 28,—, geb. DM 32,—.

Italien Renaissance Studies, A tribute to the late Cecilia M. Ady, hrsg. von E. F. Jacob. Faber & Faber, London 1960. 507 S., geb. 63 sh.

Johannes Cochlaeus, Brevis Germaniae descripto (1512) mit der Deutschlandkarte des Erhard Etzlaub von 1512, hrsg., übers. u. kommentiert von Karl Langosch. (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Band 1). Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1960. 198 S., 1 Karte, geb., Ladenpreis für Nichtmitglieder DM 19,—.

Hajo Holborn, Das Zeitalter der Reformation und des Absolutismus. (Deutsche Geschichte in der Neuzeit, Band 1). Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1960. XX u. 643 S., geb. DM 28,—.

Karl V. Der Kaiser und seine Zeit. Kölner Colloquium 26.—29. November 1958, hrsg. von Peter Rassow - Fritz Schalk. Böhlau-Verlag, Köln-Graz 1960. XI u. 217 S., 19 Abb. auf 15 Tafeln, geb. DM 20,—.

Rolf Engelsing, Der Aviso von 1609. (Flugschriften zur Kulturkunde, Heft 1). Selbstverlag des Autors, Bremen 1960. 14 S., brosch. DM 1,90.

Adalbert Klempt, Die Säkularisierung der universalhistorischen Auffassung. Zum Wandel des Geschichtsdenkens im 16. und 17. Jahrhundert. (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, Band 31). Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1960. 188 S., brosch. DM 16,80.

Willy Andreas, Geist und Staat. Historische Porträts, 5. neugestaltete Aufl. Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1960. 221 S., 7 Abb. auf Tafeln, geb. DM 16,80.

Heinz Schneppen, Niederländische Universitäten und deutsches Geistesleben von der Gründung der Universität Leiden bis ins späte 18. Jahrhundert. (Neue Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung, Band 6). Verlag Aschendorff, Münster 1960. VII u. 164 S., brosch. DM 16,—, geb. DM 18,—.

Hans Rosenberg, Bureaucracy, Aristocracy and Autocracy. The Prussian Experience 1660—1815. (Harvard Historical Monographs, Band 34). Harvard University Press, Cambridge-Mass. 1958. XI u. 247 S., geb. $ 5,—.

Rudolf von Thadden, Die brandenburgisch-preußischen Hofprediger im 17. und 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der absolutistischen Staatsgesellschaft in Brandenburg-Preußen. (Arbeiten zur Kirchengeschichte, Band 32). Walter de Gruyter & Co., Berlin 1959. 239 S., 18 Tafeln, brosch. DM 22,—.

Ludwig Hammermayer, Gründungs- und Frühgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. (Münchener Historische Studien, Abt. Bayerische Geschichte, Band 4). Verlag Michael Lassleben, Kallmünz/Opf. 1959. XXIV u. 387 S., brosch. DM 22,—.

Carl Gottlieb Svarez (1746—1798), Vorträge über Recht und Staat, hrsg. von Hermann Conrad - Gerd Kleinheyer. (Wissenschaftliche Abhandlungen der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Band 10). Westdeutscher Verlag, Köln-Opladen 1960. XXVI u. 672 S., geb. DM 44,—.

Henry Vallotton, Peter der Große, übers. von Eleonore Seitz - Hermann Rinn. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1960. 528 S. u. 18 Abb., geb. DM 24,—.

Caroline Robbins, The Eighteenth-Century Commonwealthman. Studies in the Transmission, Development and Circumstance of English Liberal Thought

from the Restoration of Charles II until the War with the Thirteen Colonies. Harvard University Press, Cambridge-Mass. 1959. VIII u. 462 S., geb.

Sources for Debates of the House of Commons 1768—1774, hrsg. von Peter D. G. Thomas. (Bulletin of the Institute of Historical Research, Special Supplement Nr. 4). University of London, The Athlone Press, London 1959. XIII u. 98 S., brosch. 12 sh. 6 d.

A Checklist of the Correspondence of Edmund Burke, Arranged in Chronological Order and Indexed under the Names of 1200 Correspondents, hrsg. von Thomas W. Copeland - Milton Shumway Smith. University Press, Cambridge 1955. XVII u. 481 S., geb.

Dietrich Hilger, Edmund Burke und seine Kritik der Französischen Revolution. (Sozialwissenschaftliche Studien, Heft 1). Gustav Fischer Verlag, Stuttgart 1960. 153 S., brosch. DM 26,50.

Taxis-Bordogna u. Hermann Rinn. Verlag Georg D. W. Callwey,

Bernard Faÿ, Die große Revolution in Frankreich 1715—1815, übers. von Olga München 1960. 544 S., 16 Abb., geb. DM 24,—.

Walter Rehm, Jacob Burckhardt und Eichendorff. Eberhard Albert Verlag, Freiburg i. Br. 1960. 84 S., brosch. DM 2,80.

Kurt Paupié, Handbuch der österreichischen Pressegeschichte 1848—1959. Band 1: Wien. Verlag W. Braumüller, Wien-Stuttgart 1960. VIII u. 232 S., brosch. DM 18,—.

Karl Kupisch, Quellen zur Geschichte des deutschen Protestantismus (1871 bis 1945). Quellensammlung zur Kulturgeschichte, Band 14). Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1960. 310 S., brosch. DM 22,80.

Josef Andreas Jungmann S. J., Liturgisches Erbe und pastorale Gegenwart. Studien und Vorträge. Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien-München 1960, VIII u. 560 S., geb. DM 25,—.